Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 37 **Marburg i. H., den 9. September** **1909**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk Ausland 3.15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Das Wagnis des Glaubens — Berufspflicht und Familie. Pflicht oder Glück? — Zur Berufsethik. Schlußwort — Zur Lage in Rußland. Schluß — Aus Ruskins innerem Leben. Zweites Stück — Eine Schicksalsfrage an das deutsche Volk — Verschiedenes: Erklärung; Moses, Jesus, Paulus (Jensen); Die Bedeutung der Wissenschaft vom Uebersinnlichen (Sulzer); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Das Wagnis des Glaubens

Es ist lange Jahre her, und doch steht es mir vor der Seele wie ein Bild von gestern. Um den langen Tisch saßen wir zusammen, eine Schar von jungen Männern, die, durch Gemeinsamkeit der Ueberzeugung und der Liebe gestärkt, es gewagt hatten, gegen den Strom zu schwimmen, Ideen mit Wort und Tat zu vertreten, um deretwillen sie von den meisten Altersgenossen mit mitleidigem Lächeln, mit kaum verhohlener Geringschätzung angesehen wurden. Es war Abschiedsstunde; noch dieser letzte Abend, dann ging der Kreis auseinander. Was würde aus ihren Ideen werden, würden diese Gedanken Bestand haben, würden die Freunde selber ihrem Bekenntnis treu bleiben? Der den Freundeskreis leitete, gab den gemeinsamen Gefühlen einen klaren Ausdruck: unsere Schar ist klein gewesen und unser Ansehen gering — dennoch haben wir nicht verzagt, ein verschwiegener edler Stolz hat allezeit uns Herz und Seele erhoben. Sollte uns vor der Zukunft bangen? Weite Räume werden uns scheiden, die Macht der Zeit wird an unserm Bunde nagen. Das Leben wird uns andere Interessen aufnötigen, wir werden mit anders gearteten Menschen Gemeinschaft halten müssen. Wird unsere Begeisterung nicht wie ein Rausch verfliegen? Wir kennen auch unsere eigene Schwäche. Wenn in Zukunft Jeder für sich steht, allein den Versuchungen von außen und innen ausgesetzt, wird er festhalten an seinem Gelöbnis? Wenn er geirrt hat und gestrauchelt ist, wird er wieder aufstehen und von neuem den rechten Weg suchen? Wir kennen die Mächte wohl, die gegen uns stehen, wissen wohl, daß sie für unüberwindlich gelten, daß jeder Widerstand als Wahnwitz gilt. Wir wissen das alles wohl; dennoch wollen wir hoffen und glauben. Wir verlassen uns nicht auf uns, aber wir verlassen uns auf den Glauben an unsere Sache. Wir wissen, daß jeder Glaube ein trotziges „Dennoch", ein kühnes Wagnis ist. So soll dies unsere Losung sein: ich wag's, Gott walt's!

Ja wahrlich so ist es, unser Glaube ist ein kühnes Wagnis, ein trotziges „Dennoch". Es gibt keinen echten Glauben, der nicht von diesem Eisen in seinem Blute hätte. Wo rechter Glaube ist, da erscheint er dem klugen Weltmenschen als große Torheit, bestenfalls als liebenswürdige Schwärmerei. Denn wo die Andern reelle Genüsse und feste Sicherheit finden, da geht der Glaubende doch achtlos vorbei; und was die Andern respektieren und fürchten, das achtet der Glaubende gering. Er ist auch nicht wie andere kluge und starke Menschen, die eine zeitlang entbehren und arbeiten, um später mit vollen Zügen zu genießen. Nicht einmal so rechnet er, daß er im Diesseits verzichtet, um im Jenseits zu genießen. Eine solche Rechnung würde das Weltkind, als zum mindesten unsicher, freilich nicht mitmachen, aber es würde sie wenigstens *verstehen*. Jedoch Alles, was reell und greifbar ist, was auch nur einen Schein greifbarer Realität besitzt, alles das übersieht der Glaubende und hält sich an ein Phantom, an eine bloße Einbildung.

Der Glaubende glaubt an seine Seele, an Etwas, was kein Mensch gesehen oder mit irgend einem Sinn wahrgenommen hat. Er glaubt, daß diese Seele von Gott lebt, von dem Guten lebt: beides ist ihm dasselbe. Er glaubt, daß seine Seele davon lebt, daß sie Gottes Willen tut. Er glaubt, daß ihr nichts schaden kann, daß ihr schließlich alles, schlechthin Alles, zum Besten dienen muß, wenn sie nur nicht aufhört, Gottes Willen zu lieben und zu tun. Der Glaubende, wenn er im vollen Sinn glaubt, lebt immer in der Gegenwart, lebt wenigstens nicht bloß in der Zukunft. Wo nichts ist als Hoffnung auf künftigen Trost und künftige Herrlichkeit, da ist nur schwacher Glaube. Der lebendige, der starke Glaube ist freilich nicht im Ungewissen über seine Zukunft; er sorgt nicht um sie: er überläßt sie ganz dem ewigen Gott, der seine Seele schon jetzt in seine Gemeinschaft gezogen hat. Nur um Eins sorgt und ringt der Glaubende: daß er allezeit Gottes Willen erkenne, liebe und erfülle und so in Gottes Gemeinschaft bleibe.

Ist dieser Glaube nicht ein ungeheures Wagnis? *Wie* groß es sei, weiß nur der Glaubende selber. Nur er, dem nichts wichtiger ist als seine Seele, daß sie sein soll, wie Gott sie haben will, nur er weiß, was es heißt, zu glauben, daß diese schwache, irrende, treulose Seele, daß sie Gott wert sei, daß Er sich ihrer annehme, sie in sein heiliges seliges Leben hineinziehe. Nur der Glaubende weiß, was das bedeutet, und er glaubt es doch.

Ja der Glaube ist ein Wagnis. Aber wir können nicht leben ohne dies Wagnis. Herr, errette unsere Seelen von der treulosen und mutlosen Halbheit und schenke uns den ganzen Glauben!

H S

Berufspflicht und Familie

Etwas von der Frage: Pflicht oder Glück?

Eine der wichtigsten Fragen des modernen Lebens hat Frau Else Zurhellen-Pfleiderer in Nr. 13 der Christlichen Welt in Angriff genommen. Es ist gar nicht zu leugnen, daß unzählige Familien unter der falschen Beantwortung dieser Frage durch den Familienvater, manchmal nun auch schon durch die Mutter, schwer leiden. Die Frage ist um so ernster, als es in jedem Berufe gerade die tüchtigsten Glieder sind, die durch die Berufsarbeit sich die Freude an ihrer Familie und die Zeit und Kraft für sie rauben lassen, während die weniger tüchtigen durch Früh-, Dämmer- oder Abendschoppen der Familie entzogen werden. Während man bei Letzteren fragen kann: Was sollten sie ihren Kindern nützen, wenn sie auch zu Hause wären, muß man die Entziehung der tüchtigeren Elemente aufs allertiefste bedauern. Die häufige Tatsache, daß außerordentlich tüchtige Väter ungeratene Kinder haben, hängt damit zusammen. Was soll aus der Zukunft werden, wenn unsere Zeit den Vätern nicht mehr Kraft und Möglichkeit läßt, ihr Teil zur Erziehung der Kinder

und zur Gestaltung eines in sich geschlossenen, harmonischen Familienlebens — ohne dies ist Erziehung nicht möglich — beizutragen?

Frau Zurhellen hat wohl mit Absicht die krassen Beispiele gewählt, die den Beginn ihres Artikels bilden, um die Frage recht deutlich ihren Lesern vor Augen zu führen. Doch fürchte ich, daß sie dadurch gerade in Gefahr gerät, den ganzen Ernst der Sache zu verschleiern. Gerade in den beiden tragischsten Beispielen ist der Heroismus gemischt mit einem so großen Maße von Ueberschätzung der Berufspflicht, daß ich für mein Teil überhaupt kein Verständnis mehr dafür habe. Vom Sterbelager sich durch das Schulglöcklein wegrufen lassen oder ins Kolleg eilen — da ist denn doch der Kontrast zwischen dem Ernst zu Hause und der Bedeutung dessen, was im Beruf geleistet wird, zu groß. Man braucht ja nur daran zu denken, daß sogar wegen Fastnacht beides ausfällt, um sich völlig guten Gewissens zu beruhigen. Ebenso gehört der Mann bei der Geburt eines Kindes zu seiner Frau, und manche Schulstunde kann da getrost ausfallen.

Ernst wird die Frage erst, wenn es sich um gleichwertige Pflichten handelt, also etwa wenn ein Geistlicher vom Sterbelager eines Lieben an das eines Gemeindegliedes gerufen wird. Aber auch in diesem seltenen Falle hat er seinem Lieben beizustehen, wie die Lieben jenes Sterbenden ihm. Was die ihm sein können, kann er doch nie und nimmer, es sei denn ein ganz verzweifelter Fall von Todesangst oder Schuldgefühl. Aber gerade diese Fälle, wo eine wirkliche Kollision der Pflichten vorliegt, sind so selten; daß sie für die gesamte Gestaltung des Lebens wenig zu bedeuten haben.

Viel ernster für das gesamte Leben ist die Entscheidung der Frage: Wie sehr darf ich mich durch meine tägliche Berufsarbeit belasten lassen? Wie viel Zeit und Kraft muß ich unbedingt meiner Familie übrig lassen? Hier stehen wir vor der Frage des vorzeitigen Aufbrauchens der Kräfte, hier vor der Tatsache, daß viele Frauen und Kinder ihren Mann und Vater nur noch in abgehetztem nervösem Zustand zu sehen bekommen, hier vor der Tatsache, daß in vielen Familien die eigentliche Familieneinheit des Zusammenlebens Mutter und Kinder sind, während der Vater ein ab und zu eindringender Fremdkörper ist, der die eigentliche Harmonie gar nicht mitlebt, also auch nicht durch ihre Mitgestaltung eine unbewußt-selbstverständliche Wirkung auf das geistige Wesen von Frau und Kindern ausübt. Die Not dieser Verhältnisse ist ungeheuer groß. Wir sind gerade in unserer Zeit, die von allen Seiten riesige Notstände an uns heranbringt, an deren Bewältigung wir glauben arbeiten zu müssen, in sehr schwerer Lage dieser Frage gegenüber. Besonders wir Pfarrer meinen leicht unsern Beruf nicht zu tun, wenn wir nicht jedem neuentdeckten Mißstande in unserer Gemeinde oder in der Welt mit irgend etwas Neuem begegnen — auch wenn wir dazu etwas von der Zeit und den Kräften hergeben müssen, die wir gerade noch für unsere Familie gerettet hatten. Wir müssen hier lernen, Einhalt tun zu können, einen richtigen Maßstab anzulegen — oder wir müssen auf die Ehe verzichten.

Letztere Konsequenz müssen wir ziehen, wenn wir uns nicht von den Resten asketischer Weltanschauung frei machen wollen, die uns immer noch anhängen. Im sittlichen Leben sind nur konsequente Prinzipien gesund. Nicht nur uns Theologen haften solche Reste an. Auch Nichttheologen halten leicht eine katholische Schwester mit ihrer Selbstaufopferung für ein höheres Wesen als eine evangelische oder gar als eine Diakonieschwester, die beansprucht Beamtin zu sein, wie der Mann. Diese Art der Beurteilung geht nun weiter, daß wir immer den höher schätzen, der das zurücktreten läßt, was wir als „Eigenes" als „Glück" empfinden, und Beruf, Sorge für Andere, Arbeiten für öffentliches Wohl, Gemeinde usw. in den Vordergrund stellt. Dem gegenüber steht die Schätzung der Familie als eines Glückes, das uns die Natur einfach in den Schoß wirft, das man hat, das man gelegentlich „ernstern" „öffentlichen" Angelegenheiten gegenüber zurücktreten läßt und das man dann wieder hervorholt, wenn man Zeit hat. Hier müssen wir einsetzen.

Wir müssen uns klar werden und den Menschen klar machen, daß die Familie kein solches Naturgeschenk ist. Wer eine Ehe eingeht, der übernimmt damit vorerst die Pflicht, mit Aufbietung aller seiner physischen und geistigen Kräfte, in Sorge für seine eigene Gesundheit um der Gesundheit seiner Nachkommen willen, in Selbsterziehung um erziehen zu können, durch Schaffen eines wirklich innigen Gemeinschaftslebens in seinem Hause, damit die Kinder in Wärme und wahrem, vorhandenem Gemütsaustausch aufwachsen können — ein Familienleben zu schaffen. Wer gewillt ist, seine körperlichen Kräfte im Dienste „höherer" Zwecke zu verbrauchen, soll diesen höheren Zwecken auch die Ehe opfern. Er darf nicht daran denken, Kinder zu haben. Wer gewillt ist, seine öffentlichen Aufgaben immer der Aufgabe, ein inniges Gemeinschaftsleben mit seiner Frau zu führen, voranzustellen, der darf eben keine Frau haben. Mit Eingehen der Ehe übernehmen wir sittlicher Weise die Verpflichtung, für diese beiden Güter Zeit zu haben, nötigenfalls sie uns abzuringen.

Wer diese nächste sittliche Aufgabe der Ehe und Familie gar nicht sieht und nicht lösen kann, welches Zutrauen können wir dem für seine andern sittlichen Aufgaben schenken? Jedenfalls fehlt ihm eine gewisse Feinheit des Gewissens. Er wird also vielleicht mit den landläufigen sittlichen Ansichten ganz gut arbeiten. Aber er wird nicht eine Tiefe des Gewissensernstes haben können, die eben zu jener sittlichen Selbständigkeit notwendig ist, die wir fordern. Wer die hat und ihr zustrebt, der wird seine sittlichen Aufgaben überall spüren. Wer eine sittliche Aufgabe vernachlässigt, ist sicher auf dem Wege, sein Gewissen von einer Seite her abzustumpfen. Das wird sich dann auch bald auf andern Gebieten geltend machen. Gerade durch die Vernachlässigung der Familienpflichten zu Gunsten der Aufgaben, wo man mit gleichgesinnten Männern an einem Karren zieht, kommt leicht jene Degeneration, die nicht mehr aus Pflicht, sondern aus Leidenschaft arbeitet und kämpft. Die Zartheit des Familienlebens wird dem gegenüber immer ein gewissensschärfender, klärender Einfluß der Ruhe sein.

Auf dasselbe hin treibt uns eine andere Ueberlegung. Unser Geschlecht wird nicht erzogen, die sittlichen Pflichten des Familienlebens ernst zu nehmen. Ernst nimmt man die Kneipe, die studentische Ehre und später die Arbeit und Ehre im öffentlichen Leben. Das Häusliche ist nur ein Anhängsel, das vom Oeffentlichen seinen Glanz erhält. Deshalb wird die Ehe auch so leicht durch Heirat nach Geld oder Stand in den Dienst dieser öffentlichen Anerkennung gestellt. Aber auch, wo diese völlige Unsittlichkeit nicht herrschend werden kann, färbt doch etwas von dieser Gesinnung, die das Leben unserer Jugend und noch der Erwachsenen beherrscht, auf uns ab. Da haben wir dann gesellschaftliche Verpflichtungen, hinter denen die Arbeit, die nie um des Familienlebens willen vernachlässigt wird, sofort zurücktreten darf, und die dem Familienleben erst recht vorangehen. Es hängt ja das Ansehen unsers Hauses oder unser Vorwärtskommen, unserer Karriere daran. Da haben wir über unsern Beruf hinaus viele Arbeiten und viel Ueberarbeit in unserm Beruf, in denen sich Wunsch zu helfen und Wunsch äußerlich vorwärts zu kommen so mischen, daß nur sehr gewissenhafte Selbstprüfung sie unterscheiden kann. Aber ganz gewiß könnten wir manche notwendige Arbeit in weniger zeitraubender Weise tun, manche auch von Andern tun lassen, wenn diese Mischung nicht wäre. Hier müssen wir lernen, daß auch der berechtigte Wunsch nach Vorwärtskommen und nach Einfluß unter den Menschen zurücktreten muß hinter der Pflicht, unserer Familie das zu sein, was wir ihr zu sein sittlich verpflichtet sind. Diese Wünsche sind überhaupt nur berechtigt, wenn sie dem Ziele gelten, daß wir eine unsern sittlichen Kräften entsprechende Stellung erreichen. Verächtlich ist der Mensch, der eine Stellung um der Stellung willen erstrebt, ohne sich je die Frage vorzulegen, ob er ihr gewachsen sei. Sind wir aber einer Stellung sittlich gewachsen, die zu erlangen wir unsere Kräfte so überanstrengen müssen, daß wir unsere nächsten sittlichen Pflichten vernachlässigen müssen? Sollen wir uns nicht stolz sagen: „Ich tue meine Pflicht hier in meinem Hause, draußen in meinem Beruf. Bin ich dann ein Mann von größerer Arbeits-

kraft als Andere, größerer Klugheit, größerer sittlicher Leistungsfähigkeit, so wird sich das durchsetzen. Aber ich will mein Vorwärtskommen nicht dem Arbeiten auf Kosten meiner sittlichen Existenz verdanken." Ernste Selbstprüfung gehört dazu, um hier das Rechte zu treffen.

Und ein Drittes ist unser großer Fehler, der uns in Ueberspannung unserer Kräfte hineintreibt: es ist der große Unglaube, der meint, daß wir mit unserm Zappeln und Klappern den Lauf der Welt bestimmen können und müssen. Da müssen wir einmal lernen — und wer in ernster Selbstkritik die Augen für das offen hält, was er vielleicht bei äußerlich scheinbar glänzenden Erfolgen wirklich leistet, so leistet, daß es vor Gottes Augen bestehen kann, der lernt es schon unter den ernsten Führungen des Lebens — wir müssen lernen zu sagen: Was bin ich? — Ich bin ein kleines Pflänzlein im großen Garten der Welt. Ich kann ein kleines Erdbröcklein heben, daß ich zum Licht komme, und vielleicht kann ich sogar ein Steinlein oder ein großes, hartes Bröcklein heben, das ohne meine Tätigkeit andere, schwächere Pflänzlein nie zu Luft und Licht kommen ließe. Aber was ist das in diesem großen Garten? Nur die, die kurze Augen haben und die Größe des Gartens und die vielen harten lebenerstickenden Erdschollen nicht sehen, meinen Wunder was sie leisten können.

Und dann: Womit hebt die Pflanze die Erdscholle? Durch Zappeln und Schreien oder durch langsames inneres Erstarken? Womit ringen wir Menschen uns zum Licht und helfen wir Andern? Da stehen wir vor der großen Uebertätigkeit unsers Geschlechtes und unserer Kirche gegenüber all den vielen, vielen Nöten. Was hat diese ganze ungeheuere Tätigkeit eigentlich zur wahren innern Erneuerung unsers Volkes getan? Hat sie wirklich ein Steigern der sittlichen Kraft herbeigeführt?

Wir wollen damit gewiß nicht sagen, daß die Menschen nun aufhören sollen, auf all diesen Gebieten zu arbeiten. Wir brauchen ja noch viel, viel mehr Mitarbeiter. Aber das wollen wir uns klar machen, daß wir nur dadurch unsere Arbeit zum Licht ringen und Andern helfen zum Lichte zu kommen, wo eine gesammelte sittliche Kraft in uns und durch uns arbeitet, daß wir nur da einen sittlich weckenden Einfluß auf Menschen ausüben können, wo wir als ganze Menschen vor sie treten, nicht als geistige Bettler, um die herum schmutzige Fetzen — unerfüllte sittliche Pflichten — flattern. Und jede unerfüllte Pflicht, sei sie klein oder groß, ist ein solcher Fetzen; und der Mensch hat einen Instinkt für diese Fetzen, auch wenn er nicht weiß, woher sie kommen. Er fühlt in uns das Fehlende. Nun können wir Menschen gewiß nie ganz ohne solche Fetzen sein. Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob wir unser Gewand flicken und waschen, d. h. ob wir auf jedem Lebensgebiet unsern Pflichten immer wieder gerecht zu werden suchen, oder ob wir an einer Stelle ganz und gar darauf verzichten, nur um unsern Pflichtenkreis möglichst weit ausdehnen zu können.

Nun wirkt aber nichts so zerstörend auf den Gesamthabitus des Menschen als unerfüllte Pflichten gegen die Familie. Sie ist täglich um uns her. Haben wir hier einmal darauf Verzicht geleistet, wirklich das zu sein, was wir sein sollen, ein ganzer Mann, ein ganzer Vater, ein Element, das mit seiner Art die ganze Gemeinschaft durchdringt und in ihr ob anwesend oder abwesend mit dabei ist, dann gewöhnen wir uns überhaupt an unvollkommenes Gemeinschaftsleben, an unvollkommene Art zu sein und zu leben, an Halbheiten gegenüber den Menschen, die uns ganz wollen. Wenn wir hier uns aber einmal gewöhnen, da wo das Innerste doch spricht, wo ist dann die Grenze?

Nein! — Wenn wir in einer Gemeinschaft stehen, sei es Familie sei es eine andere, so wollen wir ganz und wahr darin sein und darin leben. Besser ist es, den Wirkungskreis beschränken als an einem Punkte nicht mit ganzem Sein und ganzem Wesen zu arbeiten.

Gerade diese Ganzheit und Echtheit muß ihren Mutterboden in der Familie haben. Hier muß zuerst dieses ganze, echte Verhältnis von einem Menschen zum andern sich bilden, das wir für alle andern Gemeinschaften dann erstreben. Hier müssen wir zuerst diese volle Ruhe und Selbstverständlichkeit eines wahrhaftigen Sichgebens gegenüber Andern haben, das dann als wirkende Kraft erst die rechte Gewalt in allem sonstigen Wirken sein kann.

Ob wir die Frau finden, die zu uns gehört, das ist Gabe; ob wir Kinder haben, ist Gabe; Pflicht ist es, aus diesen Gaben eine glückliche Familie zu machen durch gemeinsame Arbeit. Es ist eine Pflicht, von der wir uns durch Nichts abbringen lassen dürfen, für die wir uns die Zeit von unserm Beruf erkämpfen müssen. Wo sollen wir mit gesammelter sittlicher Kraft stehen und sein, wo soll die stille Ruhe des Wirkens herkommen, wenn sie hier nicht wächst?

Ich habe im Vorhergehenden hauptsächlich vom Manne geredet. Es scheint mir, daß für ihn gerade diese Not am größten ist. Der Fehler der Frau ist bis jetzt hauptsächlich der, daß sie zu wenig Ansprüche an den Mann macht, seine Familienentfremdung als etwas Unabänderliches hinnimmt. Freilich liegen auch in unserer weltfremden Mädchenerziehung, in der Unselbständigkeit vieler Frauen wichtige Ursachen ihrer Unfähigkeit, dem Manne diesen Kampf zwischen Berufspflicht und Familie zu erleichtern und ihn zur richtigen Lösung zu führen.

Wir Männer müssen uns vor allen Dingen klar machen, daß nichts uns die innere Sammlung ersetzen kann, die ein Familienleben gibt, das wirklich eine volle sittliche Gemeinschaft ist. Was tun wir unsern Kindern, wenn wir sie in diese Welt unwahrer Gemeinschaften hineinwachsen lassen, ohne daß sie je das Glück ganzer sittlicher Harmonie kennen gelernt haben! Zeit und Kraft müssen wir unserer Familie widmen, wenn wir sie dazu schaffen wollen. Nur die ganze sittliche Harmonie ist jenes Glück, das dann unsern Kindern zum Lebensideal werden kann. Nur in ihr wächst das Vertrauen, das uns auch durch die gefährlichen Zeiten ihres Lebens zu ihren schützenden Beratern macht.

Aber auch für unser Wirken unter den Menschen brauchen wir diese geschlossene Harmonie, die man dem Menschen anfühlt, wenngleich man sein Familienleben nicht kennt. Es gibt kein Lebensgebiet, wo man wirklich etwas ausrichten kann ohne die Kraft, Menschen sittlich zu wecken. Wo soll aber solche Kraft herkommen bei Menschen, die täglich in einem Leben gestaltend stehen, das eben keine volle Harmonie ist, wo sittliche Pflichten gegen Menschen ungetan bleiben?

Nein! Wer ein sittlich echtes und ganzes Familienleben sich schafft und aus dem hinaustritt an seinen Beruf, wird vielleicht einen kleineren Kreis nur bewältigen können. Aber er wird dort mit der Echtheit wirken, die nötig ist, um die Lasten zu beseitigen, die Menschen von Licht und Luft scheiden. So wird er mehr tun als mancher Mann, der Millionen organisiert, will sie zu Licht und Luft führen und hat doch in seinem eigenen kleinen Leben nicht jene Harmonie sittlicher Pflichterfüllung und daraus entstehender ganzer, echter Gemeinschaft, die doch allein Licht, Luft und Glück für den Menschen sind.

Um beim Bilde zu bleiben. Nur eine zusammenhängende Erdscholle kann das Pflänzlein mit seiner Geduld und zähen Kraft heben. Wie weit sie reicht, bestimmt seine innere Kraft und bestimmen Schwere und Zusammenhalt des Erdbodens um ihn. Also: Mache dein ganzes Leben zu einem geduldigen Treiben nach oben auf allen seinen Gebieten und springe nicht in Weite und Breite unter Verlust an einheitlicher Triebkraft.

So ist nicht die Frage: Pflicht oder Glück? Es ist unsere Pflicht, wahrhaftes Glück zu schaffen durch wahrhafte Pflichterfüllung, die im kleinen Kreis so wichtig ist, ja noch wichtiger als im großen, — weil da eine Annäherung an die Ganzheit erreicht werden kann, die dann ihre bezaubernde und weckende Macht mehr ausübt als weltüberstrahlende Halbheiten.

Das sind Maßstäbe und keine Lösungen. Aber nur den Ernst kann man dem Menschen klar machen, seine Pflichten ihm zeigen; die Lösung im Einzelnen, für sein Leben, muß er selbst finden und schaffen.

Dies Letzte vergißt der katholische Geistliche in Nr. 19 der Christlichen Welt. Im körperlichen Leben verzehrt die Anstrengung die Kraft, im sittlichen Leben wirkt sie stärkend. Je mannigfaltiger der Kreis der Pflichten und des Lebens ist, desto stärkeren Ansporn zum sittlichen Wachstum umschließt er. Des-

halb dürfen wir dem Menschen auch nicht die Spannung zwischen Familie und Beruf ersparen, in die Gott ihn gestellt hat. Wir müssen fordern, daß er sittlich erstarkt, indem er eine sittliche Lösung findet. Die Askese nimmt der Seele die innere Tiefe und Wärme und das Lebensverständnis, die aus der beständigen Berührung mit den Urkräften menschlichen Seins und menschlicher Gemeinschaft in Ehe und Familie entspringen. Der enge Familienegoismus aber nimmt das Bewußtsein der Aufgabe für die Gesamtheit und damit langsam den Ernst mächtiger Verpflichtung, ohne den das Familienleben in faule Bequemlichkeit ausartet und die Kindererziehung Verweichlichung wird. Auf diese Wechselwirkung hat schon Wilhelm Herrmann so klar hingewiesen, daß es kaum mehr nötig ist, sie zu erwähnen.

Außerdem macht jener katholische Geistliche den Fehler, daß er neben die katholische Askese die bequeme Ethik des Tages als protestantische Ethik stellt, die er aber doch ebenso, vielleicht noch mehr, bei Katholiken findet. Die Ethik des Protestantismus ist denn doch eine höhere. Freilich kennt sie nicht das Recht und nicht irgend eine Autorität, ein Gebiet menschlichen Lebens einem Menschen zu verschließen. Sie kennt nur für Jeden das hohe Ziel, als ganzer und wahrer Mensch das gewählte Lebensgebiet zu einer sittlichen Gemeinschaft dienender Liebe und wahrhaftiger, bereichernder Wechselwirkung ewiger Seelen zu machen. Wer ihn von der Familie trennt, der trennt ihn von der innigsten dieser Gemeinschaften, von der wahren Hochschule für diese sittliche Arbeit, aus der alle andern Kraft schöpfen sollen. Das tut die asketische Ethik und das verkehrte Herauszerren des Menschen aus der Familie in unserer Zeit.

Emil Fuchs

Zur Berufsethik

Schlußwort

Auf meinen Aufsatz in Nr. 13, in dem ich die Pflichten gegen den Beruf und die gegen die Familie gegeneinander abzuwägen versuchte, haben mir sieben Herren — leider keine Frau — darunter fünf Theologen geantwortet. Ich sage hiermit ihnen allen meinen herzlichsten Dank. Drei der Antworten liegen in der Christlichen Welt gedruckt vor, auf sie muß ich mich im folgenden Schlußwort natürlich in erster Linie beziehen.

Ich habe mich sehr gefreut neben mancher Ablehnung meiner kritischen Stellung zu den Berufspflichten doch auch soviel Zustimmung zu finden. Aber auch die Ablehnung hat mir einen wertvollen Dienst geleistet — war ich das erste Mal zaghaft, so hat sie mir jetzt meine eigene Position geklärt und mir den Rücken gestärkt.

1. So ist die Antwort des Herrn Professors Herrmann (Nr. 16), obgleich sie im eigentlichen Hauptpunkt zustimmt, doch der Ablehnungen voll. Schon die Ueberschrift wird beanstandet; ich habe sie noch einmal zu gebrauchen gewagt, weil sie mir durchaus nicht mit Ausdrücken wie „Kaufmannsethik“, „Proletarierethik“, die auch ich verwerfe, auf eine Linie zu gehören scheint.

Ich hatte Herrn Professor Herrmann wegen des Satzes seiner „Ethik“: „Ein Mensch, der nur seiner Familie lebt, ist ebenso unsittlich, wie ein Mensch, der nur seiner Gesundheit lebt“, angegriffen, oder vielmehr, ich hatte die einzige Entschuldigung für diesen Satz darin gefunden, daß der Verfasser bei seiner Niederschrift wohl nicht an die Frauen gedacht habe. Nun aber hat Herrmann dies bestritten; er will den Satz, wenn schon vielleicht in etwas abgedämpftem Sinne, so diesen Satz mit dem horrenden „ebenso unsittlich“ auch auf die Frauen bezogen wissen. Hätte Herrmann etwa gesagt: „Es ist sittliche Pflicht der Frau, soweit sie Kräfte übrig behält, ihren Lebenskreis über ihre Familie hinaus zu erweitern“, er wäre meiner, unser aller, freudiger Zustimmung gewiß gewesen. Aber so wie der Satz dasteht, ist keine Ablehnung scharf, keine leidenschaftlich genug. Dieses „ebenso unsittlich“ wäre eine Grausamkeit gegen die Frauen, wenn es solche gäbe, die es sich zu Herzen nähmen. Da ist die Frau eines Eisenbahnschaffners. Sie hat sieben Kinder, und sie verwendet die Volksschulkenntnisse, die ihr aus ihrer Jugend geblieben sind, die Gesundheit, die ihr die Geburten übrig gelassen haben, und den Verstand, den ihr Gott gegeben hat, um ihrem Manne das Haus freundlich zu machen, ihre Kinder sauber zu halten, zu sättigen und zu guten und tüchtigen Menschen zu erziehen. Darin verbraucht sie sich. Allenfalls gelingt es ihr noch, ihr Interesse je und je außerhäuslichen Dingen zuzuwenden: aber solchen zu leben — und darauf kam es an — ist ihr unmöglich. Und diese Frau soll „ebenso unsittlich“ sein, wie die Dame, die ihre Zeit zwischen Sport und Erholung, Extrikultur, Manicure und dergleichen Dingen teilt. Es liegt in diesem Urteil eine so schreckliche Entwertung der Frauenarbeit im Hause, die doch wahrhaftig in jedem Falle auch eine große Leistung für die Gesellschaft ist, daß wir Frauen garnicht ernst genug dem opponieren können. Ich betone noch einmal: ich halte es für sehr wünschenswert — ich wage aber im Gedanken an abgehetzte, unbemittelte Frauen nicht zu sagen: für sittliche Pflicht — daß die Interessen der Frau über die Familie hinausgehen, aber ich halte es für völlig unberechtigt, im allgemeinen zu fordern, daß die Frau für etwas außerhalb ihrer Familie lebe.

Herrmann hat des weiteren meine Kritik der Kantischen Stimmung, die auf der Seite der Abneigung die Pflicht sucht, beanstandet. Er fürchtet den weichlichen Feminismus neigungsfroher Menschen und appelliert an die Frau, die doch wissen müsse, daß das wahre Glück durch das Opfer der Neigung erkauft werde. Aber es kommt ihm von hier kein Echo.

Mir scheint das πρῶτον ψεῦδος*), wie vielleicht auch bei Kant, in dem Begriff Neigung zu liegen, darin nämlich, daß die Neigung immer als aus dem „radikal Bösen“ stammend, als das Gelüsten des natürlichen, unkultivierten Menschen gefaßt wird. Aber an solche Menschen wendet sich doch die Ethik nicht, sondern an erzogene, erwachsene Kulturmenschen. Und bei denen ist die Neigung durchaus nicht der roh egoistische Trieb, sondern sie kann sehr wohl das Opfer, die Anstrengung mit umfassen; gerade bei Frauen und Müttern findet sich die Neigung zum Opfer oft so gesteigert, daß sie zur Leidenswollust wird. Ich habe nicht gefunden, daß der Mutter im Haus sich der Zwiespalt zwischen Neigung und Pflicht aufdrängt, denn was sie soll, ist eben das, was sie so gerne will, und wo sie völlig passiv scheint, ist sie mit allen Kräften wollend. — Aehnliches wird es sicher beim Manne auch geben, um so mehr, je feiner entwickelt sein Gewissen ist.

Nach all der Opposition möchte ich doch Herrmann noch besonders danken für die ernsten Worte, die er über die notwendige Wechselwirkung zwischen Familie und Gesellschaft, Haus und Beruf gesprochen hat.

2. Von anderer Seite ist mir mehr im Zentrum energisch entgegengetreten worden — vor allem durch den katholischen Pfarrer, Herrn Doergens. Zwar will auch dieser (Nr. 19) keine allgemeine Regel über die Verteilung der Kräfte zwischen Beruf und Familie aufstellen, aber er findet, daß die Forderung einer Höherwertung der Berufspflicht im Kollisionsfalle durch die Autorität Jesu gestützt sei. Ich muß gestehen, daß es mich überaus gewundert hat, eine ähnliche Argumentation auch bei einem der evangelischen Herren (ungedruckt!) zu finden. Jesus ist in diesem Sinne keine Instanz in unsrer Streitfrage: Er hat sich von seiner Familie gelöst, aber vorher schon von seinem Beruf; er hat von seinen Nachfolgern Lösung von ihrer Familie verlangt, aber mit viel größerer Selbstverständlichkeit noch Lösung von ihrem Beruf. Denn über die Familie ist zwischen ihm und seinen Nachfolgern doch noch verhandelt worden, über den Beruf garnicht mehr. Stellen wir uns einmal vor, es hätte einer gesagt: „Meister, ich will dir nachfolgen, aber ich möchte erst noch meinen Weizen einbringen.“ Ich sehe ordentlich das Lächeln auf Jesu Lippen, mit dem er den Mann heimgeschickt hätte zu seinem Weizen. Und dieses Lösen vom Beruf galt dem Handwerker (Zimmermann, Fischer), wie dem Beamten (Zöllner). Jesus löste seine Nachfolger aus der Familie und dem bürgerlichen Beruf. Ich denke aber, wir sind alle darüber einig, daß

*) der Alles verschuldende Anstoß. D H

ich vom bürgerlichen Beruf und nicht von einem Prophetenberuf, wie ihn die Jünger Jesu dann inne hatten, gesprochen habe. Für eine besondere Hochwertung der Pflichten bürgerlicher Berufe können wir uns auf Jesus schlechterdings nicht berufen. Für uns Protestanten sollte das klar sein; für den Katholiken liegt eine Schwierigkeit darin, daß ihm der Priester ein Quasi-Prophet ist, der als solcher aus den allgemeinen menschlichen Beziehungen enthoben ist. Der Prophet ist ein Schaffender auf dem Gebiete des Sittlichen, für ihn schreibt man auch keine Ethik. Wir Protestanten aber lehnen die Anerkennung eines Quasi-Prophetentums, das bürgerlich geordnet ist, seine Pflichtstunden hat und bürgerlich honoriert wird, vollständig ab. Darum ist zwischen uns und dem katholischen Priester über diesen Punkt keine Diskussion möglich.

Herr Pfarrer Doergens sucht dann an einem besonderen Fall — dem verheirateten Pfarrer, der zu Typhuskranken gerufen wird — den Zwiespalt zwischen Berufs- und Familienpflichten besonders peinlich zu illustrieren, um daraus die Forderung des Zölibats abzuleiten. Wie ist es nun: fordert Doergens das Zölibat für Pfarrer, Arzt und Krankenträger? Erst dann ließe sich diskutieren, denn die Drei sind in gleicher Lage, und der Pfarrer ist noch am wenigsten gefährdet. Aber in dieser Frage handelt es sich ja garnicht um etwas Wirkliches, sondern nur um lauter Möglichkeiten, um die Möglichkeit der Infizierung des Arztes oder Pfarrers und um die Möglichkeit einer Uebertragung auf Frau und Kinder. Wir haben die Möglichkeiten unsres Lebens nicht in der Hand; ein pflichttreuer Mann wird sich und die Seinen durch die Mittel, die die Asepsis kennt, vor Infektion zu schützen suchen und wird die Möglichkeiten Gott überlassen.

Man verzeihe mir diese Kasuistik, zu der mich mein katholischer Gegner gedrängt hat.

3. Zuletzt komme ich nun zu dem erfreulichsten Teil meiner Aufgabe, dazu, Herrn Pfarrer Fuchs für seine Antwort meinen besonders herzlichen Dank auszusprechen. Was ich wollte, hat er mit einer Wärme und Kraft gesagt, die ich, weil ich doch immerhin ein wenig pro domo zu sprechen schien, mir nicht gestatten durfte. Möchte das Wort eines Mannes weiter und tiefer dringen als das meine.

Er hat durch seine Antwort alle Leser, nicht am wenigsten mich, an Gesichtspunkten und Gedanken über die vorliegende Frage reicher gemacht. Daß die Gründung einer Familie die Aufgabe in sich schließt, Glück zu schaffen, und daß die Familie der erste, der nächstliegende und für die Außenwirksamkeit erst erziehende Pflichtenkreis ist, wird zwar beides in Traureden oft gesagt, gilt aber auf dem Markt des Lebens wenig. In der Familie und durch die treue Erfüllung seiner Pflichten in diesem kleinsten und am engsten verbundenen Kreise erwirbt der Mann erst die Ganzheit, die Harmonie, die im Berufsleben sich als ein Segen auswirkt. In die scharfen Worte über die Zersplitterung der Kräfte in der Vielgeschäftigkeit und dem Ehresuchen der Männer stimmt die Mehrzahl der Herren ein (in den ungedruckten Aeußerungen), keiner aber ist, der in dem Positiven, das er über die Familie zu sagen hat, solche Lebenswärme ausströmt. Ich darf gewiß an dieser Stelle meinen Dank im Namen vieler Frauen aussprechen. Es würde mich außerordentlich freuen, wenn ich den einen oder andern meiner Herren Korrespondenten im Herbst in Eisenach kennen lernen und dort vielleicht offengebliebene Fragen noch besprechen könnte.

Else Zurhellen-Pfleiderer

Zur Lage in Rußland

3

Vom größten Interesse wäre nun, zu wissen, wie sich in der kommenden Herbstsession der Reichsrat zu den von der Duma bereits zu Ende beratenen Fragen von kirchlicher Bedeutung stellen wird. Denn daß der Kaiser einem von beiden Häusern angenommenen Gesetzesprojekt seine Zustimmung versagen wird, ist, wie schon oben ausgeführt, gerade in dieser Materie kaum wahrscheinlich. Es handelt sich hier vor allem um die drei von der Duma bedeutend erweiterten Regierungsvorlagen: 1. über die Verminderung der Beschränkungen, die den der geistlichen Würde entkleideten Personen bisher auferlegt waren, 2. über die Rechte der Altgläubigen und 3. über die Aufhebung der Beschränkungen, denen der Uebertritt von einer Konfession in die andere unterworfen war.

Schon der erste Punkt führte zu stürmischen Debatten in der Duma, wobei aber das taktlose Auftreten des Oberprokureursgehilfen Rogowitsch, welcher der Duma das Recht absprach, an Regierungsvorlagen irgendwelche wesentliche Aenderungen vorzunehmen, die Majorität der Duma in ihrem Vorhaben nur bestärkte, die ehemaligen Priester gegen jede gesetzliche Willkür zu schützen und ihnen auch den Eintritt in öffentliche Stellungen sowie die Wahl ihres Wohnortes ganz freizustellen. Schon bei diesem Anlaß, wie auch bei den Beratungen über das Budget des Heiligen Synods, die Bewilligungen an die Kirchenschulen usw. tat sich der Kadett (Anhänger der konstitutionell-demokratischen Partei) Karaulow als glänzender, für die Erneuerung der Kirche warm besorgter Redner hervor. „Wollt ihr durchaus Heuchler und notorisch Ungläubige als Diener eurer Kirche festhalten, indem ihr den Austritt aus dem Priesterberuf zum Verbrechen stempelt und unnütz zu erschweren trachtet?" so rief er den rechten Parteien zu.

Bei der Altgläubigen-Vorlage, welche auch kurzweg als erstes Toleranzgesetz bezeichnet wurde, bestanden die Streitpunkte vor allem in dem dieser größten und reichsten Sekte Rußlands zu erteilenden Recht auf unbeschränkte Propaganda und in der ihren Priestern bisher nicht zugestandenen Bezeichnung als swjäschtschennosluschitely, d. i. Geistliche mit dem im Deutschen schwer wiederzugebenden Beiwort „sakrosankt". Es war fast rührend zu sehen, wie die Verteidiger der Alleinherrschaft der orthodoxen Kirche bei dieser Gelegenheit den Altgläubigen bald Honig um den Mund strichen und ihrer ehrenhaften Vergangenheit sowie ihren Verdiensten um den Staat das glänzendste Zeugnis ausstellten, bald wieder sie aufs heftigste schmähten und ihre Anhänger der entsetzlichsten Verbrechen beschuldigten, ihre Lehren als staatszerstörend und die ganze Moral untergrabend hinstellten. Natürlich wurde durch dies unnatürliche Gebaren bloß der gegenteilige Effekt erzielt, und der Führer des Dumazentrums Gutschkow, selbst ein Altgläubiger, hatte es leicht, an das Gewissen der Abgeordneten zu appellieren, indem er an die furchtbaren Verfolgungen und Bedrückungen erinnerte, denen die Altgläubigen von einer herrschsüchtigen Kirche und von habgierigen Gouverneuren bis in die jüngste Zeit ausgesetzt wurden. Besonders starken Eindruck machte der Teil seiner Rede, in dem er die Seelenqualen der sterbenden Soldaten aus dem letzten Kriege schilderte, denen die letzten Tröstungen durch Priester ihres Bekenntnisses verweigert wurden.

War schon die Mehrheit, durch welche schließlich die Altgläubigenvorlage in der liberaleren Kommissionsfassung zur Annahme gelangte, keine bedeutende (etwa 30 Stimmen), so schien die von Vielen geteilte Befürchtung gerechtfertigt, daß die eigentliche Toleranzvorlage, d. h. der Gesetzentwurf über den Uebertritt von einer Konfession in die andere, in der Frühjahrssession entweder gar nicht mehr, oder dann nur in der abgeschwächten Form, die ihm der Ministerrat gegeben, zur Diskussion und Abstimmung gebracht würde. Alles hing von der Stellungnahme der Oktoberpartei und speziell der in ihr vertretenen Altgläubigen ab; ob diese letzteren die Verpflichtung zur Dankbarkeit den Protestanten und Fremdgläubigen gegenüber in genügender Weise empfinden, ob die früher so gefügige Dumamehrheit auch hier in offene Opposition zur Regierung und der herrschenden Kirche treten und den Zorn der „schwarzen Bande" auf sich nehmen würde? Sollte dieses erste Versprechen des Oktobermanifestes, zugleich die Ausführung der vorangegangenen kaiserlichen Willensäußerung vom 17. April 1905, sollte das köstlichste aller Güter, das der Glaubens- und Gewissensfreiheit, den Millionen, die sehnsüchtig darauf warteten, noch länger vorenthalten werden? Unglaubliche Anstrengungen wurden gemacht, um das schließliche glückliche Resultat zu vereiteln. Diesmal umsonst. Gutschkow und die Mehrheit der Oktobristen blieben

fest, und zum ersten Mal geschah es, daß eine Rede des Premierministers, so entgegenkommend und konziliant in der Form sie auch war, vom Dumazentrum mit eisiger Kälte aufgenommen wurde. Was Stolypin zu retten versuchte — bei aller Anerkennung der Rechte der Duma, den freien Konfessionswechsel zu gestatten, das waren die Prärogative der Staatskirche in Bezug auf die Form, den Modus des Uebertritts. Der Synod verlangte kategorisch, daß jeder aus der Orthodoxie Austretende wenigstens vierzig Tage lang sich allen möglichen Mahnungen und Versuchen ihn zurückzuhalten, unterziehe, sowie nach Ablauf dieser Frist die Beibringung eines Zeugnisses darüber, daß alle Ermahnungen fruchtlos geblieben seien. In praxi wird die Sache jetzt seit drei Jahren so gehandhabt, wobei in den größern Städten die Mahnungen des frühern Beichtvaters mehr auf eine Formalität hinauslaufen. In meiner Praxis (in der großen Stadt) ist mir bisher noch kein Fall vorgekommen, wo der verlangte Uebertritt nicht nach 4—6 Wochen entweder von der Gouvernementskanzlei oder von der Kanzlei des Stadthauptmanns tatsächlich registriert wurde. Was aber jene vom Synod verlangte Maßnahme auf dem Lande für eine Bedeutung erlangt hätte, das weiß Jeder, der die Macht der Finsternis und die enge Verbindung von Polizeigewalt und geistlicher Aufsicht in der russischen Provinz auch nur vom Hörensagen kennt. Darum bestand die Kommission auf ihrer Fassung, wonach „Personen, die zu einer andern Konfession übertreten wollen, die nicht strafrechtlich verfolgt wird, insbesondere zur rechtgläubigen Kirche“ (eine ganz unnütze Konzession an die trotz allem „herrschende“ Kirche) „dürfen unter keinen Umständen an der Erfüllung ihres Wunsches gehindert werden.“ Und wenn im vorhergehenden Punkt ursprünglich der vierzigtägige Registrierungstermin für den endgiltig vollzogenen Uebertritt als ein rein ziviler Akt dennoch vorgesehen war, so wurde bei der zweiten Lesung diese Einschränkung auch noch gestrichen, wobei die Kommission in Aussicht stellte, daß besagter Modus des Registrierens später durch ein besonderes Gesetz geregelt werden solle.

Am meisten erbitterte die Vertreter der alten Ordnung die Annahme des auch vom Premierminister am hartnäckigsten bekämpften ersten Punktes: „Nach vollendetem 21. Lebensjahr ist Jedermann berechtigt, zu einer beliebigen Konfession oder Glaubenslehre überzutreten, sofern die Zugehörigkeit zu einer solchen nicht mit Kriminalstrafe bedroht ist“ (letzteres z. B. gegen die verbrecherischen Gewohnheiten der Chlysti und insbesondere der Skopzen oder Verstümmler). Handelte es sich doch hier, wie die Gegner fortwährend betonten, um die gesetzlich anerkannte Gleichstellung jedes beliebigen heidnischen und des verhaßten jüdischen Kultes mit der in einem orthodoxen Staate als alleinberechtigt anzuerkennenden christlichen Religion. Es wurde in immer wiederkehrenden Wendungen an das Volksempfinden appelliert, welches durch eine solche Umkehr aller bisherigen Begriffe in heilloseste Verwirrung geraten und an seinem orthodoxen Kaiser (falls dieser, was sogar Stolypin zum Voraus für unmöglich erklärte, einem so veränderten Gesetz seine Zustimmung geben würde) irre werden müßte. Die gemäßigte Rechte suchte wenigstens einen Zusatz durchzubringen, wonach der Uebertritt zum Judentum und Heidentum nur denjenigen zur Orthodoxie gehörigen Personen gestattet sei, deren Eltern oder Großeltern früher jenem betreffenden nicht christlichen Glauben angehörten. Die Mehrheit aber beharrte auf der ursprünglichen Kommissionsfassung, um des Prinzipes willen und auch auf dem in der bisherigen Praxis noch selten durchgeführten zweiten Punkt, wonach auch schon vom 14. Lebensjahr an der Uebertritt gestattet sein solle, jedoch bloß mit Zustimmung der Eltern oder Vormünder, während laut Punkt 3 die Eltern, Vormünder oder gesetzlichen Erzieher die Konfession der ihnen anvertrauten Kinder bis zum 14. Lebensjahre nach freiem Ermessen bestimmen. (Danach wären die vom konfessionellen Standpunkt aus wichtigsten Bestimmungen des im Herbst einzubringenden Gesetzentwurfes über die Mischehen schon vorweggenommen.)

Die dritte Lesung dieses für die Zukunft Rußlands so ungemein wichtigen Gesetzentwurfes konnte, verschiedener Redaktionsschwierigkeiten wegen, in der am 2. Juni d. J. geschlossenen Dumasession nicht mehr vorgenommen werden; doch sind Ueberraschungen insofern ausgeschlossen, als nach der bestehenden Geschäftsordnung nunmehr keine wesentlichen Aenderungen mehr zulässig sind.

Jedenfalls leitete der 1./14. Juni dieses Jahres die Annahme der Toleranzvorlage in zweiter Lesung einen bedeutungsvollen Umschwung in der inneren Entwicklungsgeschichte Rußlands ein. Welches auch die weitern Schicksale dieses ersten, vom Geiste wahrer Toleranz getragenen Gesetzentwurfes sein mögen, die erwählten Vertreter der Nation haben ein gewichtiges Wort gesprochen, das im In- und Auslande nicht ungehört verhallen konnte und zum ersten Mal die Hoffnnng auf eine lichtere Zukunft des weiten Zarenreiches dauernd in unsern Herzen befestigt!

Paul Brüschweiler

Aus Ruskins innerem Leben

Nach Briefen von John Ruskin an Charles Eliot Norton.
Vgl. Nr. 35

2

Abbeville, 11. September 1868

Mein teuerster Charles,

Ich habe oft die Absicht gehabt, etwas über mein Leben aufzuschreiben, aber ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll. Ich müßte meine eigene Torheit bitter beschuldigen, nicht weniger aber, soweit mein Urteil reicht, die der liebevollsten, treuesten, hingebendsten, verblendetsten Eltern, mit denen je ein Kind gesegnet oder geschlagen war. Was mich selbst angeht, so könnte ich von meinen Torheiten und Sünden sprechen; von dem, was Gutes an mir ist, kann ichs nicht. Und jene würden den Leuten schon einleuchten — an das Gute würden Wenige glauben. Von den Gedanken, die auf Besseres gerichtet waren, habe ich viele vergessen; ich kann nicht mein eigener Richter sein — ich kann mich nur verachten und Mitleid mit mir haben. An dem Guten in meiner Natur habe ich kein Verdienst, aber Schuld an viel Schwäche und Torheit. In dem, was meinen Genius ausmacht, bin ich merkwürdig unvollkommen und unharmonisch. Was Bestes und Stärkstes an ihm ist, ist ein Unerklärliches. Und der größte Teil meines Lebens — soweit es Leben ist (und nicht nur eine Kraft des Eindringens in die Dinge und des Beobachtens) setzte sich zusammen aus einer Reihe von entzückenden Freuden, die für immer vorüber sind und von Qualen des Geistes, die für immer bleiben. . . . Später einmal, aber nicht jetzt will ich ein paar Sachen aufschreiben; aber je tiefer Du in mich hineinblicken wirst, desto weniger wirst Du Dir aus mir machen. Ich habe den feigen Wunsch, von Dir für das genommen zu werden, was ich kraft Deines eigenen Gefühles bin — nicht für das, was ich in meiner Hohlheit bin. In der vorigen Woche habe ich mir einen Stock aus Palmenholz gekauft; der Stock gefiel mir sehr, aber er hat sich auseinandergebogen, er ist inwendig ganz hohl. Der arme Stock kann nicht dafür. Er hätte mich gern gestützt — wenn ers gekonnt hätte.

London, 16. Oktober 1869

Indem Du die beiden Fragen „Dasein Gottes“ und „Unsterblichkeit“ mit einander verknüpft hast, machst Du es mir beinahe unmöglich, mehr als eine vorläufige Antwort zu geben.

Daß ich so wenig unsterblich bin wie eine Mücke oder ein Glöckchen vom Haidekraut, das lehrt mich, soweit ich sie entziffern kann, die ganze Natur, und mit dieser Ueberzeugung im Herzen habe ich fortan mein Mücken- oder Haideglöckchen-Leben zu leben.

Daß aber eine Kraft beiden Gestalt gab, dem Haideglöckchen und mir, von der ich nichts weiß und nichts wissen kann, deren willenloses Werkzeug oder auch, in gewiesenen Grenzen, deren mit Willen begabter Helfer oder Widersacher ich bin, — das lehrt mich mit eben der Deutlichkeit die ganze Natur, und das ist für mich, wie sich mir zur Zeit die Dinge darstellen, eine fundamentale Wahrheit.

Daß es gute Menschen gibt, die eine Zeitlang hinleben können, ohne das einzusehen, läßt mir diese Wahrheit nicht weniger fundamental erscheinen. Denn ebensogut könnte ich annehmen, Nahrung sei nicht zum Leben notwendig, weil Du unter gewissen Erregungen und Bedingungen eine gewisse Anzahl von Tagen ohne Nahrung leben könntest.

Wenn Du Deine Kinder lehren müßtest, daß es keinen Beweis für eine geistige Welt oder Macht gibt, so würden sie sich voraussichtlich von ihren Menschheitsgefährten loslösen; sie würden unfähig werden, rechte Sympathie zu erweisen — würden selbst auf mancherlei Weise herunterkommen und unglücklich sein. Lehrst Du sie aber, daß sie leben müssen und sterben müssen — bedingungslos — im Gehorsam gegen eine geistige Macht, die unendlich hoch über ihnen steht — soviel höher über ihnen als sie selbst über den Kreaturen, deren Leben in ihre Hände gegeben ist; wenn Du sie das lehren kannst, dann zeigst Du ihnen meinem Dafürhalten nach das Gesetz edelsten Heldentums und den glücklichsten und höchsten Zustand unseres Geistes.

Kannst Du aber dies nicht tun, so weiß ich doch, daß Du sie ein Leben der Liebe und der Ehre lehren wirst. Ein solches ist völlig unabhängig von einer korrekten Ansicht über den oder jenen fraglichen Glaubenspunkt und scheint mir so gänzlich Sache des bloßen Beispiels und der Gewöhnung zu gewissen Weisen des Denkens und Lebens, daß ich nicht begreife, wie Dich dabei irgend eine Furcht ankommen kann. Ich hege nicht die geringste Furcht, daß es Sally einfallen könne, ihren Lieblingsvogel oder ihr Lieblingskätzchen zu quälen, weil es Dir und Mr. Darwin beliebt hat, ihr zu sagen, daß ihnen nur durch Zufall Schwänze gewachsen sind oder daß Federn früher Pelzwerk waren. Aber auf der andern Seite würde mich große Furcht anwandeln, daß Du und ich ganz buchstäblich mit Feuer und Schwefel zu Tode gequält werden müssen, wenn es ein paar höchst frommen Personen gelingen könnte, unsere beiderseitigen Briefe zu lesen, und wenn sie nachher mit uns machen dürften, was sie wollen

. . . Endlich scheint mir, daß ein Vater seinen Kindern als ihr Lehrer nur das sagen sollte, was er bestimmt als Wahrheit erkannt hat; als ihr Freund kann er ihnen ohne seine väterliche Sanktion und Autorität viele andere Dinge sagen, die er hofft oder an die er glaubt oder nicht glaubt. In Alledem hat er keine andere Verantwortlichkeit zu fürchten, als die, sein eigenes Herz zu regieren. Es ist Gesetz der Natur, daß der Vater die Kinder offen, gründlich, furchtlos das lehren soll, was in seinem eigenen Herzen ist. Der Himmel muß für den Ausgang einstehen — nicht Du.

20. 6. 74

Meine Tage vergehen in sich täglich steigernder Wut und täglich zunehmender Gewißheit, daß 'Fors' nicht Malen eben jetzt meine Arbeit ist. Aber Fors in der Tat, nicht in Worten.

12. 10. 74

Ich danke Dir für alles, was Du über Fors Clavigera sagst. Sehr ernsthafte Dinge begegnen mir. Du siehst, wie ich mich im Geist getrieben fühle, einen persönlichen Versuch zu machen zu einfachem Leben. . . .

Auch siehst Du in Fors, wie alle meine Gedanken sich gewissen Problemen geistlicher Natur zuneigen, denen man sich nur von einem, ich will nicht gerade sagen mönchischen, aber doch abgeschlossenen Leben aus nähern kann. Du wirst das für weltschmerzliche Ueberreste aus alten Tagen halten. Vielleicht . . . Aber es sind einmal immer F r a g e n für mich, und sie richten sich jetzt vor mir in die Höhe.

Und hier noch einmal der M a l e r Ruskin, derselbe und doch nicht derselbe, den wir im Anfang sagen hörten, daß man nicht „fromm sein dürfe" im Dienste der großen Kunst.

Kloster zu Assisi, 21. Juni 74

Es könnnte Deiner eigenen Arbeit zu statten kommen, zu erfahren, was ich — fast kann ich es schon so ausdrücken — über Cimabue festgestellt habe. Daß er ein Mann war, dessen persönliches Genie dem des Tintoretto gleichsteht, dessen Geist sich aber ganz nach den Evangelien und der Genesis gebildet hatte; seine Kunst, wie Du weißt, das, was er von byzantinischen Meistern erlangen konnte — und der tiefste Zug seines Wesens das Mitleid. . . . Giotto ist das reine Kindergeschwätz mit Cimabue verglichen. Stelle Dir den Intellekt des Phidias, die Seele des heiligen Johannes und, was Perspektive, Licht und Schatten und dergleichen angeht, das Wissen eines zehnjährigen Knaben vor. Es will ihm durchaus nicht glücken, seine Madonna auf ihrem Throne sitzend darzustellen. Sie steht nur schwerfällig da. Und doch zögere ich nicht, sie für die erhabenste Madonna zu erklären, soweit meine Kenntnis der italienischen Schulen reicht. . . .

Schluß folgt — A n n a H e n s c h k e

Eine Schicksalsfrage an das deutsche Volk

1

Eine der erhebendsten Stunden, die ich im letzten Jahr erlebt habe, verdanke ich dem Vortrag, den der Geheime Ober-Medizinalrat Hofrat Professor Dr. von Gruber aus München, der Nachfolger Pettenkofers, bei der Jubiläumsversammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke am 16. September in Kassel gehalten hat: „Die Alkoholfrage in ihrer Bedeutung für Deutschlands Gegenwart und Zukunft." Gewiß haben äußere Umstände, die sympathische Erscheinung, das wohlklingende Organ, die edle Diktion des Vortragenden zu diesem Eindruck mitgewirkt. Aber es war keinesfalls ein lediglich rhetorischer Erfolg, als nach den letzten Worten des Redners die ganze Versammlung, die dem Vortrag in lautloser Spannung gefolgt war, sich unaufgefordert wie Ein Mann erhob und in nicht endenden stürmischen Beifall ausbrach. Es war vielmehr eine Wirkung seines tiefen sittlichen Ernstes und seiner wahrhaft großzügigen Betrachtungsweise, durch die eine fast bis zum Ueberdruß behandelte Frage plötzlich in ganz neuem Lichte erschien. Der Vortrag*) büßt beim Lesen nichts von seiner Wirkung ein; im Gegenteil, mir hat sich der ursprüngliche Eindruck dadurch nur noch vertieft.

Wer Anspruch darauf erhebt, die Erscheinungen unsers modernen Lebens wirklich zu verstehen, wird sich mit Grubers Gedanken auseinandersetzen müssen. Es mag sein, daß er manche seiner Theorien und Schlußfolgerungen ablehnt; jedenfalls wird er nicht umhin können, sich einzugestehen, daß die in einer höchst einseitigen Betrachtungsweise befangen sind, die die Krisis, in der wir uns befinden, lediglich unter dem religiösen oder dem politischen oder dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt betrachten. Gruber geht davon aus, daß das deutsche Volk sich gegenwärtig in einer außerordentlich gefährlichen Lage befindet. Nicht zwar als ob es die Gefahren zu fürchten hätte, die ihm von außen drohen. Er hält es vielmehr für die größte Gunst des Schicksals, wenn ein Volk gezwungen ist, „beständig bereit zu sein, Hab und Gut, Leib und Leben zu verteidigen." Nein, was uns um die Zukunft besorgt machen muß, das ist gerade die Höhe, die unser Volk erklommen hat, sein Reichtum und seine Macht. Denn „nichts ist von jeher den Menschen gefährlicher gewesen als Macht und Reichtum." Dieser Satz wird bewiesen durch den Hinweis auf das plötzliche Aussterben hochentwickelter Familien und das fortwährende Familiensterben, das sich in der städtischen Bevölkerung beobachten läßt. Dabei spielt das wirkliche, physische Unfruchtbarwerden eine entscheidende Rolle. Diese Erscheinung, die in vielen Fällen das einzige Entartungsphänomen darstellt, kann verschiedene Ursachen haben. Wirklich bedenklich ist sie aber nur dann, wenn sie Hand in Hand geht mit einem sittlichen Verfall, wie man ihn bei jenen grandiosen Aussterbeprozessen beobachten kann, die zur Vernichtung eines ganzen Volkes z. B. in Griechenland und Rom geführt haben. Der Verlauf dieses sittlichen Verfalls wird im Anschluß an Reibmayr („Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies") geschildert. Auf zahlreiche Generationen hart arbeitender und einfach lebender Ackerbauer folgen Geschlechter, bei denen mit der Zunahme von Besitz und Macht auch die Größe der zu bewältigenden Aufgaben und die geistigen und körperlichen Fähigkeiten wachsen, bis dann eine Generation kommt, „die sich ihres Reichtums, ihrer Macht und Ueberlegenheit voll bewußt wird und, hingerissen vom Taumel des Erfolges, sich die Zügel schießen läßt, anfängt, ihren Reichtum voll zu genießen, unmäßig zu genießen." Das ist der Wendepunkt. Man empfindet die überlieferte Sitte, die noch von den Vätern geachtet wurde, als törichten Zwang, und als ganz besonders unerträglich die gesetzliche und soziale Regelung des Geschlechtslebens. „Schon in dieser Generation erscheinen neben den brutalen Genußmenschen oft in auffallender Anzahl feinere Organisationen — manchmal von edlem Anschein — mit überspanntem, sinnlich übersinnlichem Gefühlsleben, mit einer außerordentlichen Empfänglichkeit für Schönheit, mit einer erstaunlichen Fähigkeit zum Nachempfinden. Aber auch sie sind Genußmenschen, wenn auch raffiniertere. Jedenfalls geht es von nun an reißend abwärts mit dem Geschlecht. Neben Ausbreitung und Steigerung der intellektuellen Bildung, neben Virtuosität in Wissenschaften und Künsten, neben hochgradiger Verfeinerung des ästhetischen Geschmacks und einer alles vernünftige Maß überschreitenden Vorliebe für die schöne und gefällige Form an sich ein immer zügelloserer Egoismus." Damit verbindet sich eine Erschlaffung des Trieblebens, insbesondere des Geschlechtstriebes — „herbeigeführt durch seine exzessive Betätigung, durch die unaufhörliche schamlose geistige Betastung des Sexuellen, wie durch die Konkurrenz anderer Genüsse" — die zu immer widerwärtigeren Perversionen treibt. Zugleich schwindet das soziale Verantwortlichkeitsgefühl und macht einem Skeptizismus und Eklektizismus Platz, dem nichts Festes mehr in den Händen bleibt. Besonders charakteristisch ist für diesen Prozeß die wachsende Willensschwäche. Selbst der Egois-

*) Zu beziehen vom Mäßigkeitsverlag Berlin W., Fasanenstr. 7, für 20 Pfg. Desselben Vortrags ist bereits in unsrer Nr. 31 Sp. 733 d. J. in ergreifender Weise gedacht worden. Vgl. auch v. G r u b e r, Volkswohlfahrt und Alkoholismus. Berlin, Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt 1909. 50 Pfg.

mus wird kraftlos. „Das Ganze ist wie ein Rückfall in den geistigen Zustand des Wilden. Alle sozialen Eigenschaften, der moralische Charakter des Kulturmenschen, das Ergebnis der mühseligen Arbeit von zahllosen Generationen, die unentbehrliche Säule jedes höheren Gesellschaftslebens zerbröckelt zu Staub.“ Aber während der Wilde schon durch die Kargheit der Natur zu wohltätigem Maßhalten gezwungen ist, sind die entarteten Kulturmenschen in der Lage jener Wilden, vor denen die höhere fremde Kultur plötzlich überraschend alle ihre Lockungen ausbreitet und die nun aus Mangel an moralischer Widerstandskraft daran zu Grunde gehen.

Gegenüber diesem Bilde der Zerstörung wirft Gruber die Frage auf: Haben wir hier die Abirrungen psychisch normaler Menschen vor uns oder die Symptome des Irrsinns? Er gibt darauf eine Antwort, die eine sittliche Tat bedeutet: „Wenn wir ehrlich sind, wird Jeder von uns gestehen müssen, daß ihm Neigungen, wie sie in den Verkommenden lebendig werden, durchaus nicht völlig fremd sind. Ohne Zweifel liegen also schon in der Seele des Normalmenschen die Vorbedingungen für das Entstehen eines derartigen Verderbens bereit.“ Er erkennt also den Dualismus im menschlichen Wesen an und erklärt ihn von seinem entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt aus damit, daß der Kulturmensch eine verhältnismäßig junge Anpassungsform ist und uns das Wesen des schweifenden Wilden noch immer im Blute sitzt, um wieder hervorzubrechen, sobald die schlimmste Not, unter deren Zwang der Mensch seine natürlichen Triebe gebändigt hat, von uns genommen ist. „Dieser erste volle Durchbruch der Genußsucht liegt noch in der Breite des Normalen“, „im Bereiche dessen, was wir Willkür nennen.“ „Er hätte verhindert werden können, wenn rechtzeitig gewisse Hemmungen gespielt hätten, die in der normalen Psyche des Kulturmenschen vorgerichtet liegen.“

Es ist keine Frage, daß in dieser Anschauung eine Fülle von psychologischen Problemen steckt, — jedenfalls gewinnt sie in der ethischen Wendung, die Gruber ihr gibt, etwas Befreiendes und Erhebendes. Mich hat es tief ergriffen, als er die Worte sprach: „Es ist ein Augenblick von wahrhaft tragischer Größe, in dem sich ein Volk seines Reichtums, der Fülle der Genußmöglichkeiten, die ihm offen stehen, bewußt wird. In diesem Augenblick ist es noch Herr seines Schicksals! Aber dieser Augenblick wird der letzte seiner Selbstbestimmung sein, wenn es der dämonischen Verlockung in seinem Innern folgt!“ Ich empfand das als einen Augenblick von wahrhaft sittlicher Größe und dachte an das gewaltige „Ihr habt nicht gewollt“, mit dem einst der sittlich Größte seinem Volke bescheinigt hat, daß es seine Schicksalsstunde verpaßt habe.

Ist dieser Augenblick verpaßt, so vollzieht sich alles Weitere mit eherner Notwendigkeit. Indessen ist es nach Gruber unmöglich, die unheilbare Krankheit, an der ganze Kulturvölker aussterben, lediglich aus üblen moralischen Einflüssen und dem Wegfall der Notwendigkeit, sich durch Arbeit den Genuß erst zu verdienen, zu erklären. Sie muß eine materielle Ursache haben. Die eigentliche qualitative Degeneration, der Zerfall der höheren menschlichen Persönlichkeit sei nur unter der Annahme eines Giftes zu verstehen. Als solches erkennt er neben der Syphilis den Alkohol und weist an dessen durch Erfahrung und Wissenschaft festgestellten Wirkungen nach, daß man durchaus berechtigt ist, ihn zu den wichtigsten Faktoren im Degenerationsprozeß zu rechnen. „Ein furchtbarer Zirkel schließt sich so. Die angeborene Unvollkommenheit unsers Wesens macht uns der Versuchung durch den Alkohol zugänglich; der genossene Alkohol schwächt dann das von vornherein schwächliche Kulturwesen in uns noch weiter und macht uns immer widerstandsloser, bis er uns gänzlich vernichtet und zerstört hat.“

Ist das richtig, so eröffnet sich die Hoffnung, daß es gelingen könnte, den Prozeß des Aussterbens der Kulturvölker, der bisher als ein unausweichliches Naturgesetz hingenommen wurde, zum Stillstand zu bringen oder doch stark zu verlangsamen. Ist es doch nicht die Produktion, sondern die Konsumption der Kulturgüter, was unsere Kraft erschöpft und unser Leben bedroht. Jedenfalls müssen wir uns aufraffen und etwas tun, um den Prozeß der Familiendegeneration einzudämmen, ehe es zu spät ist. Ein Zurück zu dem ursprünglichen Zustande der Urwüchsigkeit und Ungezähmtheit gibt es nicht. Wir können die Güter der Kultur nicht wegwerfen, sondern wir müssen die Anpassung des Menschen an die moderne Kultur vollenden durch weitgehendste Sozialisierung unserer inneren Natur. „Wir müssen eine möglichst große Zahl von solchen gesunden, genügsamen und häuslichen, kinderfrohen, arbeitsfreudigen und pflichtgetreuen Stämmen heranzuzüchten suchen, wie sie z. B. das alte protestantische Pfarrhaus in seiner wohlgezügelten und schamhaft verhüllten Kraft unserm Volke so reichlich geschenkt hat; ein Geschlecht, das nicht nur mit seinem Verstand, sondern mit Fleisch und Blut begreift, daß nur eine solche menschliche Gesellschaft gedeihen kann, deren Mitglieder die drei Forderungen zu erfüllen vermögen: Gehorsam, Enthaltsamkeit und Arbeit.“

Wem wäre das nicht ganz aus der Seele gesprochen? Einem solchen durch und durch gesunden Urteil gegenüber wäre es unbillig, Kritik daran zu üben, daß das Wort „Zucht“ in dem Schlußabschnitt des Vortrages bald in seiner naturgeschichtlichen, bald in seiner sittlichen Bedeutung gebraucht wird. Dem Mediziner darf man eine derartige Ungenauigkeit schon zu gute halten. Mir wenigstens war zu Mute, als sei durch die Nebel der Ideale und Probleme, mit denen die „neue Ethik“ die Klarheit des sittlichen Urteils trübt, ein heller Sonnenstrahl auf meinen Weg gefallen, als der Redner mit dem Goethewort schloß:

> Wer mit dem Leben spielt,
> Kommt nie zurecht!
> Wer sich nicht selbst befiehlt,
> Bleibt immer Knecht!

Das war ein unumwundenes Bekenntnis zu den Grundgedanken der „alten Ethik“, wie sie im Evangelium nicht ihre einzige, aber ihre reinste Ausprägung gefunden haben. Es bestätigt die Ueberzeugung, die zuletzt dem sittlichen Handeln jedes Christen zu Grunde liegt, daß die Grundgesetze der christlichen Sittlichkeit in Einklang stehen mit den Grundgesetzen der Biologie. Der Biologe muß den Weg als richtig anerkennen, den die Menschheit unter der Leitung der christlichen Religion eingeschlagen hat. Das ist auch eine Apologie des Christentums.

Ernst Rolffs

2

Je mehr eine Bewegung sich verbreitert — wie es jetzt, Gott Lob, mit der gegen den Alkoholismus der Fall ist — desto notwendiger ist es, an ihrer Vertiefung zu arbeiten, damit nicht eine Versandung eintritt. Zu den mancherlei Gründen, welche zum Scheitern der älteren Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbewegung führten, dürfte nicht an letzter Stelle der Umstand gehören, daß man damals nicht zu einer planmäßigen wissenschaftlichen Durcharbeitung der Alkoholfrage gelangte.

Der Mann, welcher durch sein Monumentalwerk über den Alkoholismus ein Wesentliches für die moderne Antialkoholarbeit getan hat, Geheimrat Dr. Baer, stellte auch die Forderung, eigene Instruktionskurse über die Alkoholfrage in Universitätsstädten zu halten, in welchen er behandelt sehen wollte: 1. Physisch-Chemische Eigenschaften des Alkohols; Herstellung der alkoholischen Getränke; 2. Physiologische Wirkung des Alkohols auf den menschlichen Organismus; 3. Wirkung auf den sozialen Organismus; 4. Verhütungsmaßnahmen durch den Staat; 5. Bestrafung des Trinkers; 6. Verhütungsmaßnahmen durch die Gesellschaft.

Es ist das Verdienst des Berliner „Zentralverbands zur Bekämpfung des Alkoholismus“ (welcher sich jetzt geradezu „Zentralverband zum Studium des Alkoholismus“ nennt; — nicht nur antialkoholische, sondern auch charitative, soziale und pädagogische Vereine aller Art haben sich zu diesem Verband zusammengeschlossen) in Vorlesungen, welche alljährlich in der Osterwoche stattfinden, das Baersche Programm in mustergiltiger Weise (von 1904 an) zur Durchführung gebracht zu haben. Nicht nur politische und konfessionelle*) Unparteilichkeit herrscht dort, sondern auch antialkoholische (die Mäßigkeits- und die Enthaltsamkeitsrichtung wirken friedlich neben einander). Die einzige Voraussetzung ist, daß wissenschaftlich haltbare Leistungen geboten werden.

In diesem Jahre wurden Vorlesungen gehalten von Geheimrat Professor Dr. Kahl (Berlin), Direktor Trüper (Jena), Pfarrer D. Weber (M.-Gladbach), Oberarzt Dr. Arndt (Zehlendorf), Landesver-

*) Wenn in diesem Jahre (überflüssiger Weise) Dr. Rösler von dem Boden seines „Neudeutschen Kulturbundes in Oesterreich“ aus „die Kirche“ (gemeint war wohl eine katholische) anrempelte, so war das eine Ausnahmeerscheinung.

sicherungsrat Hansen (Kiel), Oberarzt Dr. Kapff (Waldfrieden), Pfarrer Neumann (Mündt), Dr. Rösler (Reichenberg), Oberjustizrat Schwandner (Württemberg), Stadtsyndikus Dr. Hauswald (Stralsund), Generalsekretär Pfarrer a. D. Gonser (Berlin), Professor Dr. med. Rosenthal (Breslau), Wirklichem Geheimrat Senatpräsident Dr. med. et jur. v. Strauß und Torney (Berlin), — also gar verschiedene Geister, und doch einig im guten Willen, gegen den deutschen Erbfeind etwas zu leisten.

Ueber das Verhältnis der Abstinenz und Temperenz zu einander sagte Kahl: es handle sich um Waffengenossen. „Volle Anerkennung ist denen zu zollen, die aus freiem Entschlusse, aus ethischem Prinzip zur vollen Enthaltsamkeit gelangen; sie bilden die Stütze der Schwachen. Vom Standpunkte der sittlichen Freiheit ist das Enthaltsamkeitsprinzip dem Prinzip der Selbstzucht, wie sie sich in bewußter Mäßigkeit ausdrücke, nicht überlegen; ein staatlicher Zwang ist azulehnen.“ Rösler erklärte: „So lange das Alkoholelend in seinem heutigen Umfange besteht, fordert eine zeitgemäße Moral die gute Sitte strenger grundsätzlicher Ganzenthaltung gegenüber der herrschenden schlechten Sitte fahrlässigen Alkoholgenusses. Diese Forderung erscheint insbesondere dringlich vom Standpunkte der Volkszucht im züchterischen und erzieherischen Sinne. Der toxikologische, individualhygienische Wert einer bestimmten Dosis Alkohol kommt nur in jenen seltenen Ausnahmefällen in Betracht, wo vom nationalethischen, volkswirtschaftlichen, rassehygienischen und nationalpädagogischen Standpunkte gegen ein mäßiges Quantum Alkohol nichts einzuwenden ist.“ Arndt meinte vom ärztlichen Standpunkte: „Die Schädlichkeit (auch) geringer Alkoholmengen ist experimentell bewiesen.“ Rosenthal führte aus, daß das Anwendungsgebiet des Alkohols als Heilmittel ein engumgrenztes sei. Schwandner wies darauf hin, daß die Enthaltsamkeitsvereine auf dem Gebiete der Trinkerrettung, die Mäßigkeitsbestrebungen in der Beeinflussung der Behörden sich große Verdienste erworben hätten. — Kurz, die Prinzipienfrage wird in alcoholicis weiter und tiefer durchdacht, aber in der Praxis ist man einander näher gekommen und freut sich gemeinsamer Arbeit.

Es tauchen bei einem so in das Leben eingreifenden Gebiete, wie es der Alkoholismus ist, fort und fort neue Probleme auf, und alte Probleme gewinnen ein neues Gesicht. Z. B. Staat und Alkohol. Wie eigenartig das Schicksal des neuesten Versuches zur Regelung des Schankgewerbes in England! Das Unterhaus tat einen kräftigen Schritt vorwärts in der Richtung der Lokaloption, das Oberhaus aber brachte die Bill zu Fall, — ein Bund von politischem Konservativismus und Alkoholkapital (v. Strauß)! Unsre „Reichsfinanzreform“ ist erledigt zwar ohne Besteuerung alkoholfreier Getränke, aber auch ohne Branntweinmonopol, ohne Alkoholzehntel oder -Hundertstel und ohne Berücksichtigung der Reformvorschläge des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Interessant sind jetzt die durch die Preisaufschläge hervorgerufenen Bier- und Schnaps-Boykotts. Ein eigenartiges Bild: „Der Staat trifft Maßnahmen gegen den Alkoholmißbrauch, aber auch Maßnahmen zum Schutz der Erzeugung und des Vertriebs der Alkoholika; ja, er partizipiert am Alkoholgewinn“ (Kahl). „Es muß danach gestrebt werden, daß recht bald alle Kreise und Gemeinden die Schankkonzessionssteuer einführen und aus dem Recht der Einführung eine Pflicht, sowie daß aus dem preußischen Landesrecht ein deutsches Reichsgesetz werde“ (Hauswald). Das neue Strafgesetz bringt Verbesserungen, betr. Beurteilung von Alkoholikern, welche, ohne bei der Tat betrunken gewesen zu sein, doch alkoholvergiftet waren (Kahl). Zu fordern ist fürs Strafrecht (§ 51 Str.-G.-B. und § 49 Abs. 2, Militär-Str.-G.-B.): a) Einführung des Begriffs verminderter Zurechnungsfähigkeit, b) Anwendung des Grundsatzes der Fahrlässigkeit auf die Volltrunkenheit, c) Möglichkeit, den wegen Trunkes Freigelassenen in eine Trinkerheilanstalt zu überweisen, d) Bedingte Verurteilung für die, welche erstmals im Zustand der Trunkenheit Strafbares getan haben (Schwandner).

Der Entwurf einer Reichsversicherungsordnung bietet Fortschritte, ermöglicht z. B. auch Krankenkassen Vorlesungs- und Heilungsmaßnahmen, wenn gleich er noch ergänzt werden muß (Hansen; — die Rente für Trinker muß an die Frau oder sonst geeignete Personen ausgezahlt werden können).

Ein ernstes Kapitel ist Alkoholismus und Volksgesundheit. In unserem nervösen Zeitalter ist der Zusammenhang von Alkohol und Nervenkrankheiten bedeutsam. Chronischer Alkoholismus führt u. A. zu Erkrankungen der Gehirnrinde (Polyneuritis, Apoplexie, — Neurasthenie, Hysterie, Epilepsie, — Delirium tremens, Alkoholwahnsinn, Eifersuchtswahn. — Arndt). „Bei mindestens einem Drittel aller im Leibes- und Seelenleben Geschwächten oder regelwidrig Veranlagten, d. i. in Deutschland bei mindestens 100 000 Kindern oder Jugendlichen, ist der Alkoholismus der Eltern Grund, Mit- oder Gelegenheitsursache der Schwächen und Entartungen“ (Trüper). „Soll die Landbevölkerung der Jungbrunnen bleiben, dessen jedes Volk, vielleicht in steigendem Maße, bedarf, so muß der Alkohol mit allen Mitteln bekämpft werden. Er ist auch auf dem Lande der schlimmste Feind gesundheitlicher, wirtschaftlicher und sittlicher Kraft“ (Gonser). „Der Alkohol untergräbt, wie das Interesse für Stand und Beruf, so auch das für das Gemeinwohl“ (Weber). „Bei der Volkszucht in züchterischem Sinne kommt nicht nur die Wirkung des Alkohols auf die Keimzelle in Betracht, sondern auch seine Wirkung auf die Großgehirnrinde, die im allgemeinen das rassenhygienische Gewissen erheblich schwächt, die Sexualmoral verderben hilft und den erforderlichen »Zeugungs- und Züchtungs-Idealismus« nicht aufkommen läßt.“

Allgemein bewährt haben sich Fürsorgestellen für Alkoholkranke, die dasselbe öffentliche Interesse wie Fürsorgestellen für Lungenkranke beanspruchen dürfen; eine Zentrale für sie ist nötig (Neumann). [Ich merke hier an, daß der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke für diesen Oktober eine Konferenz, betreffend Trinkerfürsorgestellen, zu berufen beabsichtigt.] „Die Trunksucht ist ein geistiges Leiden, eine Erkrankung. Vergiftung des Gehirns; daher müssen unsere Heilmittel in erster Linie aus der Rüstkammer des Geistes entnommen werden“ (Kapff). Kapff verlangt bei „Spezialanstalten für Alkoholkranke“ psychiatrische Leitung. Der Psyche des Kranken sollen neue Energien zugeführt werden durch „Moral, Religion, Liebe, gute Lektüre, Beispiel, Gemeinschaft, Zureden, Hypnose, physikalische, diätetische, arzneiliche Mittel“; mit Erfolg hat Kapff vielfach Hypnose angewandt. — Die Besichtigung von Wohlfahrtseinrichtungen Groß-Berlins bietet bei diesen Kursen eine praktische Ergänzung der theoretischen Unterweisung.

Damit schließe ich den Ueberblick. Ich habe mich bemüht, aus den verschiedenen Gebieten Streiflichter in diesen kleinen Artikel hineinfallen zu lassen; das dadurch entstehende Spektrum mag einen Begriff von der Reichhaltigkeit der Kurse geben (Eintrittskarte: 5 Mk.). Fünf Bände der bisherigen Vorträge sind erschienen: die ersten drei bei Teubner in der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt Nr. 103, 104 und 145, die beiden letzten (1907 und 1908) Berlin, Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt, sämtlich unter dem Titel: Der Alkoholismus, seine Wirkungen und seine Bekämpfung. Preis von 4 und 5 je 1,80 Mk., gebunden 2,10.

Der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke hat die Kirchenregierungen gebeten, die Alkoholfrage auf die Tagesordnung der diesjährigen Synoden zu setzen. Ich möchte durch meine Zeilen bewirken, daß unter die Vorschläge, worin die Vorträge auslaufen, auch der aufgenommen werde: geeignete Personen (Prediger, Lehrer und dergleichen) auf Kosten einer Synode oder Gemeinde oder eines Vereins zu den Vorträgen des Zentralverbands zum Studium des Alkoholismus nach Berlin zu entsenden; sie werden reiche Anre ungen mit heimbringen, auf Grund deren sie in die Alkoholfrage gut sich einarbeiten und hernach ihrer Heimat in Wort und Schrift nützen können.

Stubbe

Verschiedenes

Erklärung

Wenn man hobelt, setzt es Spähne; das war meine Auffassung, als meine Polemik gegen D. Rendtorff in die Welt zog. Die Aufnahme, die diese Polemik bei D. Rendtorff selber gefunden hat, hat mich vor die Frage gestellt, ob obiges Bild richtig sei, ob ich nicht vielmehr, als ich meinen Hobel an das mir ungewohnte politische Holz legte, in der Polemik Rendtorff gegen den Strich hobelte, ob ich nicht statt sachlich, persönlich geworden sei. Meine sachliche Berechtigung zu jener Anmerkung brauche ich mir nicht mehr in Frage stellen zu lassen; es ist mir in dem Freundes-Kreise deutschgesinnter Christen Nord-Schleswigs, welche meiner Arbeit unter pekuniären Opfern zum Sonderdruck helfen und denen D. Rendtorff seine Achtung schwerlich versagt, keine Stimme laut geworden, die nicht ebenfalls D. Rendtorffs Ausführungen in jenem Vortrage für unzulänglich und inopportun erklärte. Umsomehr liegt es mir an, die Form, in die ich meine Einsprache kleidete, auf das lebhafteste zu bedauern, nachdem sie sich in ihrem nicht vorgesehenen Erfolge als persönlich verletzend erwiesen hat, dazu noch persönlich gegen einen Mann in hoher Stellung, dem ich die größte Ehrerbietung und Hochachtung entgegenbringe.

Für D. Rendtorff steht noch jene Bemerkung im Vordergrunde; mir persönlich ist in meinem eigenen Skriptum viel fataler ein Wort in meiner Antwort auf seine Berichtigung. Es ist durch Zufall entstanden. Diese Antwort ist currente calamo geschrieben und durch starkes Zusammenstreichen ebenso gekürzt. Ich schrieb ursprünglich (Nr. 27 Sp 644 Z. 5 f.): D. Rendtorffs Aeußerungen seien uns Einheimischen „ein erneuter Rechtsgrund, nicht nur im Allgemeinen den unberufenen Unterricht Fernstehender, womit sich uns alldeutsche Männer schon nach dreimonatlichem Aufenthalt anzutragen belieben, sondern selbst irrige Deutungen hoher Kirchenbeamten usw. abzulehnen.“ Durch eilige Streichungen ist zu meinem Bedauern ein Satz entstanden, der auch D. Rendtorff den Beruf abzusprechen scheint. Das liegt mir so fern, daß ich vielmehr eine sachliche Polemik gerade darum für unvermeidlich hielt, weil D. Rendtorff als Berufener irrt. Jener Vortrag wird dem Grundtvigianismus nicht gerecht, und an einem Orte geschieht das, wo dieses Nicht-gerecht-werden verletzend wirken mußte und dem tatsächlichen Erfolge nach gewirkt hat. Daraus habe ich die Folgerung gezogen, daß D. Rendtorff offenbar volksfremd sei; sofern statt dieses Begriffes der Vorwurf „volksfeindlich“ zwischen den Zeilen zu lesen steht, bedaure ich das. Ich ziehe auch dem Begriff volksfremd nun die mehr kritisch sachliche Wanderung vor, daß jenen Ausführungen D. Rendtorffs meines Erachtens die wirkliche Einfühlung in nordschleswigsche Verhältnisse mangelt. Ich setze darum, ohne weiter auf auf D. Rendtorffs Ausführungen direkten Bezug zu nehmen, im Folgenden meine Auffassung des Grundtvigianismus, so wie ich sie in meiner unter der Presse befindlichen Schrift „Die Zustände in Nord-Schleswig“ gegeben habe, den seinigen entgegen und hoffe damit die Polemik auf ein rein sachliches Niveau zurückgeführt, das Persönliche definitiv ausgeschaltet zu haben.*)

J Tiedje

[Nach dem Wunsche des Verfassers würde hier die Darstellung

*) Meinen Gegnern in Nord-Schleswig zur Kenntnis, daß ich

des Grundtvigianismus folgen, wie er sie nunmehr in dem Sonderdruck seiner Artikel gegeben hat. Aber es fehlt uns schlechthin der Raum dafür an diesem Orte, und unsre Leser werden sie in der Schrift selbst nachlesen müssen. D H]

Moses, Jesus, Paulus. Drei Varianten des babylonischen Gottmenschen Gilgamesch. Eine Anklage wider die Theologen, ein Appell auch an die Laien von P. Jensen, ord. Professor der semitischen Philologie in Marburg. Zweite, wesentlich vermehrte Auflage. Flectere si nequeo supero Acheronta movebo. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag 1909. 64 S. 1,20 Mk.

Im Jahre 1906 erschien von Professor Peter Jensen der erste Band eines großen Werkes: Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur, 1030 Seiten stark. Er führte die „alttestamentliche Patriarchen-, Propheten- und Befreiersage", desgleichen die „neutestamentliche Jesussage" auf das babylonische Gilgamesch-Epos zurück, mit dem Anspruch, die Ungeschichtlichkeit der in diesen Zusammenhang gebrachten Stoffe hierdurch erwiesen zu haben. Das Vorwort des Buches endete mit den Worten: „Wiederum sind die Idole, von denen diese Blätter befreien sollen, tot, sind tot, werden nicht wieder leben, ob man auch noch so laut schreien wird, daß sie in aller Ewigkeit nicht sterben." Das klang schon einigermaßen herostratisch; aber der Bienenfleiß und Scharfsinn, mit dem die in dem Buche geleistete Arbeit getan war, gestattete nicht nur, nein forderte eine ernste Auseinandersetzung mit dem Inhalt. Wir haben sie gegeben in 1907 Nr. 9, soweit das im Rahmen unsers Blattes möglich war. Pfarrer Lic. Martin Brückner hat sich dieser Aufgabe damals unterzogen mit einer Ruhe und einem Entgegenkommen, die nicht überboten werden konnten.

Inzwischen hat Jensen eine Broschüre folgen lassen, die zwar auch sachliches Material enthält, insbesondre um die Paulussage als ebenso abhängig vom Gilgamesch-Epos zu erweisen, — aber in der Hauptsache als Pamphlet gegen „die Theologen" und die von ihnen vertretene biblische Religion verstanden sein will.*) Deutlicher als in jenem Vorwort erklingt jetzt der Triumphschrei über das geleistete Zerstörungswerk: „Die altisraelitische Geschichte, die Geschichte Jesu von Nazareth ist zusammengebrochen und die Apostelgeschichte in die Luft gesprengt. Babylon hat Babylon in Trümmer gelegt. Eine Katastrophe für die alt- und neutestamentliche Wissenschaft, aber wahrlich keine unverdiente, eine Katastrophe für die wie eine schöne Ruine in unser Zeitalter hineinragende Mythologie unsers Kirchen- und Synagogentums. Die Theologen werden, wenn sie davon läuten hören, ihre bisher befolgte altbewährte Methode auch fernerhin befolgen und sich gerieren, als ob die Katastrophe nur in meinem Hirne gewütet hätte und noch wütete. Das ändert aber an ihrer Wirklichkeit nichts."

Am liebsten schwiegen wir zu dieser Schrift. Aber vielleicht haben wir dem Verfasser schon zu lange geschwiegen. Denn das Schweigen ist ihm noch verdächtiger und verhaßter als offener Widerspruch. Er verträgt freilich auch diesen nicht. Aber jedenfalls ziehen wir es unter diesen Umständen vor, frei unsre Meinung zu sagen.

Daß wir weit davon entfernt sind, den Verfasser mundtot machen zu wollen, weiß er selber ganz genau. Er hat Beweise dafür erhalten. Von Herzen wünschten wir, es wäre ihm vergönnt gewesen, statt dieser Streitschrift seinen zweiten Band zu veröffentlichen. Der soll die Ursprünge auch der griechischen und buddhistischen Sage im Gilgamesch-Epos nachweisen. Ja ich wünschte, dieser zweite an die klassischen und indischen Philologen adressierte Band hätte zuerst erscheinen können. Da wäre Jensen vor der Täuschung bewahrt geblieben, als ständen der Annahme der von ihm entdeckten Wahrheit die Theologen als Vertreter der christlichen Religion im Wege. Und er wäre dann der Versuchung nicht erlegen, die Instinkte einer gegen Theologie und Kirche immer zu habenden Schicht aufzurufen.

Das will doch der Appell an die Laien, an den gesunden Menschenverstand, den er jetzt ergehen läßt. Denn an die Millionen „Laien", die doch auch noch vorhanden sind, deren Herz an der Wirklichkeit der biblischen Geschichten und Personen hängt, denkt er nicht. Seine Laien haben den „puren einfachen, aber auch völlig unvoreingenommenen Menschenverstand." Sie vermögen zu sehen, was „der Theologe nicht sehen wollte und nicht sehen konnte." Ich muß dem Verfasser sagen, daß „wir Theologen" die Instanz dieses Laienkreises allerdings nicht anerkennen. Der „gesunde Menschenverstand" ist autonom in einem begrenzten Kreise rein formaler Erkenntnisse, wie z. B. des Einmaleins; im übrigen ist er in allen Zeitaltern der Niederschlag dessen, was die Wissenschaft der vergangenen Generationen lehrte.

von irgend einer weiteren persönlichen Entgleisung in meiner Arbeit nicht weiß. J T

*) Um nicht mißverstanden zu werden: die Broschüre ist von Seite 11—63 mit sachlichem Stoff gefüllt. Die Beziehungen zwischen der Elias- und Elisa-Sage, zwischen der Paulus- und Jesus-Sage, beider zu jenen beiden, aller drei zur Gilgamesch-Xisuthros-Sage werden in langen Tabellen mit reichlichem Kommentar geschildert; auch wird gelegentlich gezeigt, wie sich die Sagenhaftigkeit der Geschichte Jesu erkennen lasse ohne jede Benutzung der babylonischen Sage. Das Schwergewicht fällt auf das gegenüber dem Buche eigentlich Neue: die Behandlung des Paulus. Diese Ergänzungen seines Buches aber hat der Verfasser umrahmt mit jener Anklage wider die „Theologen", die er nicht im mindesten substantiiert. Der angerufene „Laie" erfährt nicht, was sie den eigentlich getan haben. Und was haben sie denn getan, als daß sie unüberzeugt auf ihrer bisherigen Meinung geblieben sind? Seit wann ist das in der Geschichte der Wissenschaft ein Verbrechen?

Nun ruht Jensens Hypothese von der immer fortzeugenden Kraft des Gilgamesch-Epos in hohem Grade auf rein formaler Beobachtung; insofern könnte der zählende und rechnende Menschenverstand zum Richteramte berufen sein. Aber im Grunde handelt es sich doch um komplizierte Ueberlieferungen, für deren Beurteilung die Sachkenntnis des philologisch geschulten Historikers nicht wird entbehrt werden können. Liegt der Streitfall zwischen Jensen und uns Theologen so, daß wir mit einander nicht mehr streiten können, bedarf es einer Appellinstanz, so kann es nur die berufener Fachleute sein. Das wären in diesem Fall die nichttheologischen Orientalisten und die Profanhistoriker, und sofern es sich um Spezialitäten handelt, die Sagenforscher.

Jensen darf sich nicht wundern, wenn die Theologen auf diese Schmähschrift hin noch mehr über seine Entdeckung schweigen als bisher. Mag statt ihrer die profane Geschichtsforschung reden. Das wird uns nicht hindern, für unsre Arbeit von ihm Gewinn zu ziehen. Die historische Theologie wird ihre Grundpfeiler strenger auf ihre Festigkeit prüfen. Die systematische wird nur noch ernster fragen, welche Bedeutung für den Wert der christlichen Religion die Geschichtlichkeit der Bibel, die Geschichtlichkeit Jesu habe. Sie ist, näher zugesehen, mittendrin in solchen Untersuchungen und auf Jensens These gefaßter, als er meint. Und falls er mit seiner Entdeckung Recht hätte, für die „Theologie" wäre es nur eine Gelegenheit, sich an neuen großen Aufgaben zu erproben; ihr hätte er damit wahrhaftig keinen Schaden getan. Nur freilich die Religion, die alte Laienreligion, die Kirchenreligion würde diesen Schlag nicht ertragen.

Was die Schrift trotz allen Scheltens und Schimpfens erträglich macht, ist dies, daß der Verfasser es so redlich meint. Er sieht nur eine Wahrheit: seine Hypothese. Für die kämpft er mit einem Fanatismus, wie etwa einst die Gnesiolutheraner für ihre Orthodoxie. Ihm fehlt eine Eigenschaft, ohne die es in der Gelehrtenarbeit aller Zeiten niemals gegangen ist: die Geduld. Das ist: das ruhige Vertrauen, daß sich Wahrheit früher oder später immer durchsetzen wird. Das System des Kopernikus ist noch vierzig Jahre nach seiner Verkündigung durch einen Tycho de Brahe wissenschaftlich bekämpft worden. 1834 lehrte Reuß von seinem Straßburger Katheder herab die heute nach Wellhausen genannte Geschichtsansicht, wiederum vierzig Jahre darnach ist sie allmählich siegreich durchgebrochen. Wenn Jensen Recht hat, was liegt denn daran, ob die Gelehrten einen älteren Anspruch nicht so rasch aufgeben? Kaum drei Jahre sind seit Erscheinen seines ersten Bandes verflossen: wie soll eine Meinung, die nach seinem eigenen Urteil so grundstürzende Folgen haben muß, zunächst auf Anderes stoßen als auf Widerstand? Das Gegenteil wäre unnatürlich und gewissenlos. Aber Jensen hat keine Geduld. Damit schadet er sich und seiner Sache am meisten. Wir beklagen das um der Lauterkeit seines Charakters und Strebens willen. Aber wir schöpfen freilich daraus zugleich die Beruhigung, daß der Tempel, den er in Brand zu stecken gedachte, noch nicht brennt. R

Die Bedeutung der Wissenschaft vom Uebersinnlichen für Bibel und Christentum. Von Georg Sulzer, Kassations-Gerichts-Präsident a. D. in Zürich. Leipzig, Oswald Mutze, 1907. 354 S. 5 Mk.

Wer die okkultistisch-spiritistische Bewegung mit Interesse verfolgt, kann an diesem Buch nicht vorübergehen. Ein hochgebildeter, von echter christlicher Frömmigkeit beseelter Mann legt hier in 354 Seiten seine Ueberzeugung von der göttlichen Mission der „Wissenschaft vom Uebersinnlichen" — genauer der dreifachen „Wissenschaft" von den okkulten Erscheinungen, der astralen Psychologie und der transzendenten Entwicklungslehre — dar, welcher keine geringere Rolle zugesprochen wird als die: durch Regeneration des Christentums eine neue Entwicklungsperiode der Menschheit, ja ihre endliche Wiedervereinigung mit dem himmlischen Vater vorzubereiten. Diesen Siegeszug der übersinnlichen Wissenschaft sucht der Verfasser seinerseits dadurch zu fördern, daß er die letztere als den einzigen Schlüssel zur Lösung der biblischen Probleme nachzuweisen versucht. Ausgangspunkt ist ihm seine Ansicht von der Unentbehrlichkeit einer Inspirationstheorie, in der er den einzigen Damm erblickt, der noch imstande sei, den Verfall des Christentums als Volksreligion aufzuhalten. So läßt er denn die längst begrabene Kirchenlehre wieder auferstehen dergestalt, daß er die Inspirationsvorstellung anwendet auf die — mediumistischen „Vermittler zwischen Diesseits und Jenseits", mit anderen Worten: daß er die prophetischen Persönlichkeiten der Schrift als Medien, moderne Medien als Propheten erklärt. Die biblischen Wunderberichte, das Geheimnis der Person Jesu selber soll sein Licht erhalten durch die „okkulten Kräfte", das Verborgene erhellt werden durch Verborgenes. — Wohltuend berührt das mehr christlich apologetische als spiritistisch-aufklärende Interesse des Verfassers, dem es augenscheinlich nicht darum zu tun ist, das Christentum durch Okkultismus zu ersetzen, sondern vielmehr darum, durch Lösung der Probleme innerhalb der christlichen Anschauungen mit Hilfe des Okkultismus dem modernen Zweifler den Weg zur christlichen Frömmigkeit, welche als Gottvertrauen im Heiland gefaßt wird, wieder gangbar zu machen. Jene Vereinerleiung von Prophetie und „Medialität" freilich wird der Wissenschaftler als einen Fortschritt nicht anerkennen können, wie er überhaupt dem Inhalt des von der übersinnlichen „Wissenschaft" bislang Aufgebauten — dessen zum mindesten hypothetischen Charakter der Verfasser selber nicht ableugnet — schon von vornherein um seiner kantischen Ueberzeugung willen nur skeptisch gegenüberstehen wird. Eine Ausnahme kann da nur das, wie wir allerdings meinen, ethisch notwendige Postulat einer sittlichen Weiterentwicklung im Jenseits machen, welches sich trotz der Erkenntnis von den Grenzen des Intellekts in diesem — eine Antinomie des menschlichen Geistes — behauptet. Im übrigen

wird der prophetische Eifer der okkultistischen Propaganda, der auch dies Buch durchglüht, nicht einzig den faszinierenden Einflüssen der Beschäftigung mit dem Unkontrollierbaren zuzuschreiben sein; es unterliegt keinem Zweifel, daß hier der unbefriedigte Zeitgeist spricht, der mit Ungeduld sein lange verkürztes Recht auf Metaphysik anerkannt und längst brennend gewordene Probleme endlich mit wissenschaftlichem Ernst behandelt sehen will. In diesem formellen Sinne wird auch die Christliche Welt das Buch begrüßen. Bruhn

Kleine Mitteilungen. Zu dem Aufsatz von Fuchs sei an des Verfassers Buch erinnert: Gut und Böse. Wesen und Werden der Sittlichkeit. Tübingen, Mohr 1906. 3, gebunden 4 Mk. Ein Band von Weinels Lebensfragen. —

Zu den Artikeln von Rolffs und Stubbe: Ein Komitee, an dessen Spitze Ferdinand Avenarius steht, sammelt Namen für eine Petition an den Reichstag um Einführung des Gemeindebestimmungsrechts (local option) in Deutschland. Listen durch Herrn Ferdinand Goebel, Charlottenburg 2.

Universitätsfeste sollen vorbildlich sein für das ganze Volk. In Nr. 29 Sp. 693 habe ich scharfe Worte gesagt über den rein alkoholischen Charakter einer Universitätsfeier in Marburg. Irgend ein Echo hat das nicht gefunden. Auch habe ich nicht erwartet, daß meine vorbeugende Erwähnung des Leipziger Jubiläums irgendwelche Wirkung tun würde. Aber mit Interesse verfolgt habe ich doch, was Leipzig bei dieser Gelegenheit leisten würde. Das Leipziger Tageblatt meldete stolz, daß beim Festkommers 188 Hektoliter Bier vertilgt worden sind, eingeschlossen die 8 Hektoliter, die dem König, den Fürstlichkeiten und Ehrengästen gereicht wurden. Dasselbe Leipziger Tageblatt stellte weiter folgende Rechnung auf: „die Gläser hatten 0,3 Liter Inhalt, wäre also 6 Gläser auf den Kopf. Viele mochten weniger getrunken haben, Viele also wesentlich mehr [und wie viel schon den Tag über?]! Die feuchte Stimmung wuchs nach Mitternacht, und der unausbleibliche Erfolg war ein studentisches nächtliches Staßenleben [in der Vorlage gesperrt], wie es Leipzig wohl noch nie gesehen hat.“ So das Leipziger Tageblatt. Bei diesem Kommers präsidierte als Ehrenvorsitzender in der Mitte der Fürstentafel König Friedrich August von Sachsen. Er erwiderte den auf ihn geriebenen Salamander mit einer Rede, in der er unter Anderm sagte: „Ein Student, der immer nur Himbeerlimonade trinkt, ist überhaupt kein Student!“ Das Wort ist gewiß ohne Ministerverantwortlichkeit geredet; es entsprach der Atmosphäre, in der es fiel. Aber wie groß ist doch die Verantwortung aller Verantwortlichen gegenüber solchen Veranstaltungen! Wie wird man in aber fünfhundert Jahren darüber urteilen, daß der einzig allgemeine Teil einer solchen Universitätsfeier — ein Freibier mit dem unvermeidlichen Effekt großer Betrunkenheit sein mußte? Denn die feineren, geistigeren Akte waren selbstverständlich keiner auch nur annähernd so großen Menschenmasse, ja nicht einmal den zur Zeit in Leipzig Studierenden zugänglich. Auch der Festgottesdienst verlief als intime bescheidne Nebenhandlung. Es ist des Aufhebens wert, daß sich gerade darüber — die berüchtigte sozialdemokratische Leipziger Volkszeitung beschwert! Indem sie über die unpopuläre Anlage des Festes Klage führt, schreibt sie (Nr. 175): „Wie wäre es gewesen, wenn wenigstens in den bedeutendsten Kirchen Leipzigs Jubiläumsgottesdienste abgehalten worden wären mit reichem künstlerischen Anteil der Musik und einer Predigt, die auf die Bedeutung des Tages hingewiesen hätte? Selbst unsre schönste Kirche mit Leipzigs musikalischem Stolz, dem Thomanerchor, stand zur Zeit des offiziellen Festgottesdienstes leer.“ Und noch einmal, nach einer Kritik dieser offiziellen Feier in der Paulinerkirche: „Darüber läßt sich also wohl kaum streiten, daß allgemeine Festgottesdienste, die mit leichter Mühe und sozusagen ohne Kosten veranstaltet hätten werden können, auf allerfruchtbarsten Boden gefallen wären.“ Ein Kuriosum fast an dieser Stelle, doch hört man die Stimme des Volkes heraus. Und die hier ausgesprochne Empfindung scheint mir natürlicher und berechtigter, als wenn im Neuen Sächsischen Kirchenblatt Nr. 34 beklagt wird, daß Religion und Kirche bei der ganzen Jubelfeier zu kurz gekommen seien. Von dem Festprediger abzusehen war es einzig der katholische König, der kräftig darauf hinwies. Der Rektor vermied es wie mit Absicht. Ich stehe dazu anders als jener Kritiker. Der Rektor soll nichts sagen, was er nicht meint und denkt. Hat er von Religion und Kirche geschwiegen, so hat er damit vermutlich obendrein dem entsprochen, wie die große Mehrheit des corpus academicum überhaupt dachte. Das ist der Ernst der Lage. Wäre zufällig ein Theologe Rektor gewesen, so würde seine religiöse Haltung die Lage nur verschleiert haben. Es kommt hinzu, daß gerade für Leipzig die theologische Fakultät nicht die geschichtliche Bedeutung gehabt hat, wie z. B. für Halle. Davon wird bei andrer Gelegenheit noch zu reden sein. —

Wir können diese Nummer nicht schließen, ohne der herben Schickung zu gedenken, von der die theologische Fakultät Heidelberg betroffen worden ist. Binnen vier Wochen verlor sie drei ordentliche Professoren durch den Tod: zuerst Hausrath, den Kirchenhistoriker und Dichter, der freilich schon nicht mehr las, sodann, an dessen offenem Grabe, den Alttestamentler Merx, und nun, zu früh, in den schweizer Bergen am Typhus, den Praktiker Bassermann. Diesem Jüngsten, 61 jährigen, einem von Allen hochgeachteten in großem Segen wirkenden Manne, wendet sich naturgemäß die lebhafteste Empfindung zu, aber immer wieder verweilt die Teilnahme bei der seltenen Folge der Verluste und bei der davon dezimierten Fakultät.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Halle a. S. Mittwoch 15. September 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause (Kronprinz): Wie muß vom evangelischen Standpunkt aus die Konfirmation gestaltet werden?

Magdeburg. Mittwoch 29. September 3½ Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstraße 1: Märchen und Religionswissenschaft. Dr. Weidel. Gäste auch Damen willkommen.

Nordhausen. Mittwoch 15 September ½5 Uhr in der **Hoffnung**: Was ist uns die Taufe, religionsgeschichtlich betrachtet?

Eisenach 1909

In der Erholung

Dienstag 28. September abends 6 Uhr: **Generalversammlung** der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. Mittwoch früh 9 Uhr: Fortsetzung.

Mittwoch 29. September abends 6 Uhr: **Der moderne Geistliche auf dem Lande.** Pfarrer Borée (l'Houet) in Heiligenrode.

Donnerstag 30. September vormittags 9 Uhr: **Ist unsre Verkündigung von Jesus unhaltbar geworden?** Professor Weinel in Jena.

Gott schenkte uns heute ein gesundes

Töchterchen.

Pastor Paul H. Reese
und **Frau Maggy**, geb. Matthew

Cuxhaven, 27. August 1909

Heute Morgen erblickte in unserem Pfarrhause ein gesunder

Knabe

das Licht der Welt. Wir wollen ihn Walter nennen.

Goslar, den 30. August 1909
Gertrud und **Paul Moebius**

Gebildete Dame, Witwe eines höheren Beamten, 47 Jahre, evangelisch, musikalisch, kinderlieb, sucht zum 1. Oktober Stellung als Hausdame in feinem frauenlosen Haushalt oder bei älterem Herrn.
Offerten unter **W P** an den Verlag.

Gesucht so bald als möglich nach **Marburg** zur Hülfe der Hausfrau ein **gebildetes junges Mädchen,** etwa 25 Jahre alt, das es versteht, mit Liebe und Interesse für ein 11 jähriges Mädchen zu sorgen. Anfragen unter **S M** erbeten an den Verlag.

Einladung

Die **Sächsische Kirchliche Konferenz** hält ihre Herbstversammlung **Mittwoch den 29. September 1909** Vormittag ¾11 Uhr im Saale der Freimaurerloge **Chemnitz i. S.** Annenstraße 14 ab.

Herr Pfarrer Johannes Naumann in Hubertusburg wird über das Thema sprechen: „Wie erklären sich psychologisch die verschiedenen Auffassungen Jesu in unseren Gemeinden?“

Herr Kirchenrat DDr. Katzer wird behandeln: „Das Problem des Katechismusunterrichts in der Volksschule.“

Zu zahlreicher Beteiligung ladet herzlich ein

Zwickau i. Sa., den 25. August 1909

Der Vorstand der Sächsischen Kirchlichen Konferenz
D. Meyer, d. Zt. Vors.

Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke

26. Jahresversammlung 13.—16. September in Nürnberg

Montag, den 13. September. Nachmittags 3 Vorstandssitzung — Abends 8 Begrüßungsversammlung — Abends 8 Nicht-öffentliche Tagung des Trinkerheilstätten-Verbandes.

Dienstag, den 14. September. Vormittags 9 Sitzung des Verwaltungs-Ausschusses — Nachmittags 4 Oeffentliche Jahresversammlung des Verbandes von Trinkerheilstätten des deutschen Sprachgebietes: „Die Fürsorge für trunksüchtige Rentenempfänger“ Geh. Reg.-Rat Weymann-Berlin; „Wie arbeiten und was erreichen wir in der Trinkerheilanstalt? Bilder aus dem St. Johanneshaus in Tarnowitz“ P. präf. Jenni-Tarnowitz — Abends 8 Oeffentliche Voksversammlung: „Wen geht die Alkoholfrage an?“ „Den Arzt!“ Professor Grützner, Tübingen; „Den Geistlichen!“ Pfarrer Kern; „Den Lehrer!“ Stadtschulinspektor Weiß; „Den Juristen!“ Reg.-Rat Michael, Direktor des Zellengefängnisses; „Den Beamten!“ Direktor Rat Holfelder; „Die Frau!“ Frau Hofrat Forster; „Den Arbeitnehmer!“ Herr B. Kropf

Mittwoch, den 15. September. Vormittags 9 Oeffentliche Hauptversammlung; „Welche Aufgaben stellt die Alkoholnot an die Jugend- und Volkserziehung?“ San.-Rat Gaye-Stettin und Pastor Stubbe-Kiel; „Wünsche zum Entwurf der Reichsversicherungsordnung“ Geh. Reg.-Rat Weymann-Berlin — Anschließend Mitglieder-Versammlung.

Donnerstag, den 16. September. Jugendversammlungen.

Suche zum 1. Oktober für ein einjähriges Kind eine saubere durchaus zuverlässige kinderliebe **Helferin** oder einfaches **Kinderfräulein**, welche die Kinderwäsche besorgt und etwas schneidern kann. Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüche sind einzusenden an
Frau Helene Handt, Rittergut **Oberfarnstedt** b. Querfurt, Prov. Sachsen.

Junger Geistlicher sucht für seine Schwester, Lehrerstochter, **gebildetes Fräulein**, 27 Jahre alt, erfahren in Küche, Krankenpflege und selbständiger Führung des Haushaltes, kinderliebend, bis 1. Oktober oder später eine Stellung als **Stütze der Hausfrau**, am liebsten in einer Pfarrfamilie, oder als **Gesellschafterin** zu einzelner Dame. — Angebote unter **V H** an den Verlag.

Stellung

mit hohem Einkommen erhalten junge Leute jeden Standes durch Berufswechsel. Kurze Vorbildung gegen mäßiges Honorar. Viele Dankschreiben. Prospekte versendet die **Allg. Deutsche Kellnerschule in Magdeburg.**

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein

für die evangelisch kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege
bildet ernstgesinnte, evangelische Mädchen und alleinstehende Frauen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Aufnahme 1. Oktober und 1. April.

Anfragen mit Rückporto zu richten an den Vorsitzenden des Vereins, Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinpreußen).

Herzogl. Baugewerkschule Holzminden.

Errichtet 1831 — Hochbau — Verpflegungs-Anstalt — Tiefbau — Direktor L. Haarmann
Sommerunterricht 2. April. — Reifeprüfung. — Winterunterricht 15. Oktober.

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)
Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.
Versicherungsbestand 322 344 000 M. Vermögensbestand 140 578 160 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1908: 3 682 465 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre. Betrieb ohne bezahlte** Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

D. R. P. und Auslandspatente. Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.
Keine unvergohrenen süßen Traubensäfte
sondern
vergohrene Traubenweine ohne Alkohol mit dem natürlichen Bouquet und Weingeschmack.
Alleiniger Hersteller:
Carl Jung
Weingutsbesitzer
in Lorch (Rheingau)
älteste u. größte Kellerei vergohrener alkoholfreier Weine.
Zweigniederlassungen:
Schweiz: St. Margrethen
Oesterreich: Bregenz

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Neuigkeiten.

Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern. Dargestellt von **Hermann Beck**, K. Konsistorialrat in Bayreuth. 8. **1909.** M. 6.40. Gebunden M. 7.50. (Evangelische Kirchenkunde. Das kirchliche Leben der deutschen evangelischen Landeskirchen. Herausgegeben von Professor D. Paul Drews. Vierter Teil.)

Altar und Kanzel. Geschichte des Gotteshauses. Von **Richard Bürkner**-Auma. Kl. 8. 1909. M. —.50. Geb. M. —.80. (Religionsgeschichtliche Volksbücher III, 11.)

Weltanschauungsfragen. Von Lic. **Otto Baltzer**, Pfarrer in Guben. 8. **1909.** M. 1.50. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. 59.)

Die Entwicklung in Albrecht Ritschls Theologie von 1874 bis 1889 nach den verschiedenen Auflagen seiner Hauptwerke dargestellt und beurteilt von **Cajus Fabricius**, Licentiat der Theologie und Pfarramtskandidat in Berlin. Groß 8. **1909.** Mk. 4.—.

Neue Calvin-Literatur:

Außer den in der Christl. Welt mehrfach angezeigten Calvin-Büchern von Baur, Loesche und Schwarz sind neuerdings erschienen:

Calvin. Rede bei der akademischen Calvin-Gedächtnisfeier in der gr. Aula der Universität Heidelberg am 11. Juli 1909 gehalten von **Hans von Schubert.** 8. **1909.** M. —.80.

Johannes Calvin. Akademischer Vortrag von D. **Paul Wernle**, Professor in Basel. 8. **1909.** M. —.80.

Ein Vermächtnis Calvins an die deutsch-evangelischen Kirchen. Vortrag bei der Hauptversammlung der deutschen Lutherstiftung in Langenberg (Rheinland) am 6. Juli 1909 gehalten und auf Wunsch zum Besten der Lutherstiftung in Druck gegeben von D. **Eduard Simons**, a. o. Professor an der Universität Berlin. 8. **1909.** M. —.80.

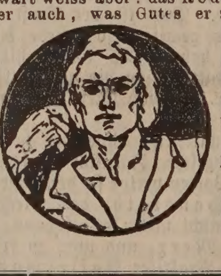
Johann Calvin. Rede bei der Calvin-Feier der Universität Gießen gehalten von D. **S. Eck**, Professor in Gießen. 8. **1909.** M. —.80.

Johannes Calvin. Festrede von D. **Karl Holl**, Professor an der Universität Berlin. 8. **1808.** Unter der Presse.

Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten.
Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 4.— f. d. Vierteljahr
Einzelheft 75 Pf.
bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung
Georg D. W. Callwey, München.

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an
Höchster Rabatt. Kleine Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog Mk. 6 gratis. Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg